NR. 1 1913

Die weissen Blätter

Eine Monatsschrift

SEPTEMBER

Jnhalt:

Von dem Charakter der kommenden Literatur / Carl Sternheim, Busekow / Rudolf Borchardt, Wannsee / Herbert Eulenberg, Krieg dem Kriege / Kurt Hiller, Prolog / Franz Blei, Samuel Butler / Paul Merkel, Zwischen den kleinen Seen / Walter Hasenclever, Die Todesanzeige / Franz Werfel, Zwei Oden und ein Lied Alain, Die Suffragetten / Walter Krug, Krankheiten / Emile Zola, Briefe an Cézanne E. E. S., Der Beruf des Dichters

Leipzig / Verlag der weissen Bücher

DIE WEISSEN BLÄTTER

ERSTES HEFT ERSTER JAHRGANG SEPTEMBER 1913

INHALT:

	Seite
*** Von dem Charakter der kommenden Literatur ..	1
Carl Sternheim: Busekow. Eine Novelle	6
Rudolf Borchardt: Wannsee. Ein Gedicht	16
Herbert Eulenberg: Krieg dem Kriege. Eine bürgerliche Begebenheit in einem Aktus	31
Kurt Hiller: Prolog	54
Franz Blei: Samuel Butler. Eine Fußnote	63
Paul Merkel: Zwischen den kleinen Seen	67
Walter Hasenclever: Die Todesanzeige. Ein Gedicht	77
Franz Werfel: Zwei Oden und ein Lied	78
Alain: Die Suffragetten	81
Walter Krug: Krankheiten	83
Emile Zola: Briefe an Cézanne	87
E. E. S.: Der Beruf des Dichters	97

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann die Redaktion keine Garantie übernehmen.

BEZUGSBEDINGUNGEN:

Einzelne Hefte M 2.—, vierteljährlich M 5.—, halbjährlich M 10.—, jährlich M 18.— Bei allen Buchhandlungen erhältlich.

COPYRIGHT 1913 BY VERLAG DER WEISSEN BÜCHER · LEIPZIG

DIE WEISSEN BLÄTTER
EINE MONATSSCHRIFT
ERSTER JAHRGANG

NR. 1 SEPTEMBER 1913

VON DEM CHARAKTER DER KOMMENDEN LITERATUR

Denn uns gebührt es, unter Gottes Gewittern,
Ihr Dichter, mit entblößtem Haupte zu stehen,
Des Vaters Strahl, ihn selbst, mit eigner Hand
Zu fassen und dem Volk ins Lied
Gehüllt die himmlische Gabe zu reichen.

DER Versuch, den Charakter der kommenden Literatur aus ihren Ankündigungen zu beschreiben, kann in die Gefahr bringen, daß man die geistige Landschaft zu weit zeichnet im Verhältnis zu den Figuren, mit denen man sie belebt. Es kann auch geschehen, daß man sich bei der Wahl der Figuren insofern irrt, als die eine oder andere, welche uns die kommende Literatur heute zu intendieren scheint, uns morgen desavouiert und nicht hält was sie verspricht, während eine andere verkannte oder vergessene überraschend hält, was sie nicht versprochen hat. Man ersehe daraus, daß es uns wichtiger ist, die Umrißlinien der geistigen Landschaft festzuhalten, und daß ihre Belebung mit Figuren nicht geschieht, um sie zu einer heroischen zu machen: die Figur soll nur zeigen, daß da, wo sie geht, ein Weg ist — der Weg ist die Hauptsache.

Eine Generation, die Epoche war, feierte in diesem Jahre einen solonellen Geburtstag. Die Eile ist ja ein Zeichen der Zeit, bei den Jungen wie bei den Alten. Das zugemessene Leben scheint nicht stark genug zu sein, um jenen Überschuß zu produzieren, von dem Goethe oft sprach, und aus welchem Überschuß der Glaube an die Unsterblichkeit wird und sich nährt. Auch objektiv hat man sie deshalb, um es sich leichter zu machen, abgeschafft. Also monumentalisiert man sich eben bei verhältnismäßig frühen Lebzeiten, wird ge-

wissermaßen klassisch vom 50. Geburtstag ab. Eine durchaus im Materiellen sich bestimmende Zeit versteht es, auch das Geistigste zu materialisieren.

Es kann auch sein, daß die Geburtstagsfeier zum Anlaß genommen wurde, sich zu geben, was man immer noch nicht hatte: ein endgültiges Profil. Es kann auch sein, daß man sich in lebhafte Erinnerung bringen wollte, im dunklen Gefühl, daß eine Generation aufwächst, der man nicht mehr viel bedeutet, vielleicht nicht einmal mehr eine Erinnerung bedeuten wird. Oder nur diese, daß man mit der Neuen Rundschau ins Leben geohrfeigt wurde, wie einer einmal sagte.

Die Periode, die mit den Feiernden anhub, war jene, wo die Ideale der bürgerlich-kapitalistischen Welt dominierten durchaus, als welche auch die sozialistischen anzusehen sind: das Wohlergehen auf Erden als Ziel und letzten Himmel, verlangt »für alles was Menschenantlitz trägt« — um so heftiger verlangt, je höher dieser Wert des Wohlergehens geschätzt und als ausschließlicher Wert geschätzt wurde. Es gab viel revolutionäres Pathos gegen das Kapital bei den Einzelnen und für das Kapital bei Allen: um das Kapital kam man nicht herum. Die soziale Frage saß wie eine Harpune im Fleisch, und man verblutete an ihr. Letztes Verfärben der Wasser mit Rosarot ist noch in manchen jungen Lyrikern dieser Tage, die aber schon zu resignieren beginnen, indem sie die Kontraste nicht unangenehm empfinden oder aus den Hochöfen und Aeroplanen eine neu-pathetische Romantik machen, so äußerlich wie jene der älteren, die in Burgruinen im Epheu und Friedhöfen in Trauerweiden sentimentalisierte. Dies was das Gefühl betrifft: der Mensch war nichts als sozial.

Hinsichtlich des Denkens gaben die sogenannten exakten Wissenschaften jeden gewünschten Anlaß, sich geistig zur Bedeutung aufzuregen. Sie lieferten durch naturwissenschaftliche Aufhebung des Komplexes Mensch einen anderen Komplex, nämlich den organischer Funktionen, wie er gerade recht war, um die brauchbaren sozial zu organisierenden Tiere abzugeben, deren wichtigstes Organ der Bauch und deren bedeutendste Funktion die Verdauung ist. Die Philosophie kapitulierte, als Paulsen fristete sie einen lächerlichen Rest Lebens, sonst stellte sie Wechsel auf die Wissenschaften aus, sagte etwa,

die Farbe ist eine Funktion der Netzhaut und schickte so den Frager zur Physiologie, oder sie sei eine Funktion der Schwingungsamplitüde des Lichtes und schickte so zur Physik. Zum Phänomen selber zu denken, fehlte ihr so Courage als Talent.

In Hinsicht auf den Glauben zog man, wie schon bemerkt, den Himmel auf die Erde — in Umkehrung des bislang Üblichen — und hatte überdies »seinen Gott in sich«, die Summe aller dieser inneren Eigengötter war der liberal bewegte Monismus mit der Stimmung des Sonntagspredigers.

Im Ästhetischen war man so berauscht von der »Neuheit« des Stoffes, daß man darauf verzichten mußte, ihn zur Form zu bringen. Aus dem Verzicht schuf man sich, etwas vom Ressentiment des Barbaren bestimmt, eine Art Theorie, die in der Formlosigkeit die neue Form oder die spezifische Form des Neuen sah und predigte.

So war der Zustand, der nach einigem Währen zu einem Kompromiß drängte. Es ging auf die Dauer nicht, so im Bürgerlichen zu leben, in dem Dinglichen dieser Ideale, die sich politisch untereinander stritten, so erbittert wie nur immer Geschwister. Ibsen hatte den Weg gezeigt, wo zum Kompromiß zu gelangen war: auf der Basis der Seele. Man wurde psychologisch und fand Seelenzustände, daß es eine Art hatte, und glaubte damit den Anschluß an die Tradition gefunden zu haben und nicht mit Unrecht, denn Ibsen vollendet in der Tat gewisse Goethesche Tendenzen. Die psychologische Zeit währte lange und ist noch heute. Der Durchschnitt hob sich an der neuen Errungenschaft, selbst der Roman des Familienblattes profitiert von ihr, indem er seine alten Banalitäten damit aufputzte.

Nach dreißig Jahren neuer Literatur stehen wir nun vor der Tatsache vieler Bücher, aber keines Werkes. Vieles wurde versucht, nichts gelöst, vieles angefangen, nichts endgültig gemacht. Es ist eine überraschend drückende Enge in allen diesen Versuchen und ein Altern über Nacht. Was Leidenschaft schien war Grimasse, was Denken Gemeinplatz, was Gefühl Weinerlichkeit. Wie schnell ist das alles historisch geworden, da es nichts als zeitlich war!

Daß uns Achtung fehle vor der Anstrengung soll uns nicht vorgeworfen werden, aber sie soll uns nicht über das täuschen, was ist und unsere Beziehung dazu. Wir kennen die feine Klugheit Bahrs,

schätzen das Herz Hauptmanns, das sich manchmal rührend enthüllt und schmerzhaft, lieben das schöne Antlitz Wedekinds, das aus Schwaden und Dünsten taucht und verzerrt ist aus falschen Widerständen oder aus fehlenden, und von Dehmel klingt manchmal ein Marschlied des Mutes, aber des bedingten, ans Ohr, und die gemessene Würde Georges, die sich halten und verhalten konnte gegen eine Welt, ist ein großes Beispiel ‹in Stein gehauen, wenn auch in edlen›, und ergreifend ist Altenbergs zärtliche Anmut und neurose Liebe: alles dieses grüßen die Neukommenden in Achtung — doch hat es in Wahrheit einen Platz in ihnen? Auch nur diesen kleinen Platz, den alle Literatur als ein Teil des Ganzen der Welt schließlich nur haben kann im Wesen eines Menschen? Füllen diesen Platz nicht eher Flaubert und Dostojewsky und Whitman? Ja, diese, wenn schon Namen genannt sein sollen aus dieser letzten Zeit, obzwar es wichtiger wäre von dem anderen zu sprechen, das die jungen Menschen von heute bewegt und das aus dem Ganzen der Welt kommt, deren leidenschaftliche Patrioten sie sind, Patrioten der Erde, die sie lieben wie ein Wunderbares und zugleich Vertrautes.

Der kommenden Literatur wird die anspruchsvolle Geste der abtretenden nicht eigen sein, bescheidener wird sie sein und in der Ordnung eines größeren Ganzen sich zu finden suchen, sie wird anfänglich sein und ohne Eloquenz, arbeiten mit vielem Fleiß und ohne Gerede, gar nicht sozial wird sie sein, aber brüderlich, gar nicht erlöserisch aber fromm, fromm im hergebrachten Sinne, sie wird keine Stoffe entdecken, die sie mit Fanfaren ausbläst, sie wird deutlich und einfach sein und vor der komplizierten Seele nicht in die Knie brechen, sondern die Wunder der einfachen Seele anbeten, Zorn wird Zorn sein, ganz undifferenziert, und Haß wird Haß sein ebenso, aber doch wird sie froh sein, weil sie von der Welt ist, von dieser Erde mit dem Himmel darüber. Besonnen wird sie sein und ihrer Aufgabe bedacht. Jeder bewußt, daß ihm im Haushalt des Ganzen ein Teil Arbeit zugewiesen ist, die er zu tun hat nach seinem Besten. Und wird ein heißliebendes Denken der Welt in Allen sein.

Und alles dies so, weil die Jungen von heute wissen, daß sie einer Zeit Vorläufer sind, die vom vielfachen Leben zum einfachen abfallen wird,

von der Vergötterung der Materie zur Liebe des Geistes, — einer Zeit, wo nicht mehr Gesellschaft sein wird, sondern Gemeinschaft, der Arme nicht mehr wird reich sein wollen und der Reiche sich seines Reichtums schämen wird — einer Zeit, die sich lachend das Nachtgespenst aus den Augen reiben wird und Gott loben und die Heimat der Welt lieben.

Es ziemt sich das großsprecherische Wort nicht: unsere moderne Literatur. Denn wir haben ja nur bescheidener Anfänge ein ganz Weniges. Die Zahl der Bücher und der vielen darüber hinrauschenden Festworte sollen nicht täuschen. Alles ist ja erst zu tun. Wer wäre vermessen genug, die literarischen Taten dieser dreißig letzten Jahre neben irgendeine schöne Zeit deutschen Schriftwesens rühmend zu stellen? Höchste Bescheidenheit allein wäre daraus zu lernen, wir wollen sie als unser bestes Teil ansprechen. Gott und die Götter hatten jenes abgemacht, die vor dreißig Jahren ihre ersten Bücher verfaßten — ist es deshalb, daß ihrem Tun die Heiligung versagt bliebe? Da sie kein Maß hatten, setzten sie sich selbst zum Maß — haben sie sich nicht vermessen?

Alles was folgt ist dem verpflichtet was voranging, so stehen auch, sicher, die heute Jungen irgendwie in der Schuld der Alten, irgendwie leiden oder freuen wir uns an dem was war. Nur daß dieses was war, heute noch ist, bestreiten die Heutigen! Die Gegenwart bestreiten sie jener sogenannten modernen Literatur, denn die Gegenwart der heute Jungen ist mehr als dieses Heute, ist dieses Heute und die nächsten zwei Jahrzehnte zumindest. Die kurze Geschichte der modernen Literatur ist den Heutigen ein antiquarischer Gegenstand in allerlei Büchern. Aber Hölderlin liegt ihnen im Herzen — um es im stärksten Kontraste zu sagen.

Es scheidet sicher eine andere Welt ab im Sittlichen und im Religiösen. In dieser Welt zu hausen ist uns erste Forderung. Steht da fest unser Herd, so soll gesungen sein.

* * *

BUSEKOW

Eine Novelle

BEI Anbruch des Tages Epiphanias hielt der Schutzmann im sechsten Revier, Christof Busekow, Posten am Schnittpunkt der Hauptstraßen seit vier Stunden. Anfangs hatte ihn wie sonst das Bewußtsein, Ordnung und Sicherheit hier hingen von seiner einzigen Person ab, zu höchster Dienstbereitwilligkeit aufgestählt, allmählich aber, da alles friedlich sich schickte, verlor seine Aufmerksamkeit das Gespannte und schwang zustimmend mit der Masse der Bewegenden und Bewegten.

Je näher die Ablösung rückte, überwogen in ihm zwei Empfindungen. Es schien alsbald regnen zu sollen, und er fühlte vor, wie mit eingezogenen Schultern, auf dem Heimweg sacht auftretend, er die Pfützen auf den Steinen vermeiden würde; mehr als diese Vorstellung beglückte ihn der Duft des Kaffees, der beim Eintritt in die Wohnung auf dem Tisch hergerichtet sein mußte. Nur noch von Zeit zu Zeit flog seine gesamte Energie in die Brille zurück und riß in flüchtiger Empörung Löcher in Gegenüberstehendes.

Dieser bewaffnete Blick packte nicht allein Passanten in Zivil, wie er aufflammend vorwärtsschoß, zwang er auch Kameraden Busekows zur Bewunderung, und sie empfanden: der schaut durch Tuch und Haube, er ist der geborene Polizist.

Von einem tüchtigen Menschen war also die Schlappe der Geburt, Kurzsichtigkeit, zu einem Vorteil für sich umgebogen worden, wenn er, seiner Nichteignung für eine Aufsichtsstellung im Urteil zuständiger Instanzen gewiß, alle gesunden Kräfte von anderen Organen her ins Auge hochziehend, diesem hinter Gläsern einen so schneidigen Ausdruck verliehen hatte, daß die befugten Personen erklärten, sie erwarteten Besonderes von seinem scharfen Hinsehn. Er wiederum

besorgt, er möchte solche Hoffnung enttäuschen, wandelte, den Körper immer mehr vergewaltigend, im Lauf der Zeiten die gesamte Barschaft an praller Muskelkraft und Fett in lauter Späh- und Spürvermögen um, bis seine Schenkel, die ehedem unter dem Sergeanten des fünfzigsten Infanterieregimentes gewaltige Tagemärsche zurückgelegt hatten, saftlos und schlapp ihn auf dem Posten kaum mehr hielten, und die einst vom Gewehrstrecken geschwellten Arme die Lust leidenschaftlichen Zugreifens verloren. Da er aber für gewöhnlich unbewegt auf einer Steininsel zwischen zwei Fahrdämmen stand, und an dieser vom Verkehr belebten Stelle selten außer dem Auge auch der Arm des Gesetzes gefordert wurde, blieb ihm dieser leibliche Mißstand verborgen.

Andererseits hatte er in lezter Zeit begonnen, das Kapital der Sehkraft, das er im Bewußtsein reicher Mittel ursprünglich an die umgebende Welt vergeudet hatte, sachgemäß anzulegen. Er lieh den Vorübergehenden nur noch insoweit einen Kredit auf seine Aufmerksamkeit, als er den einzelnen nicht kannte. Denn da der Platz in nächster Nähe einiger Großkaufhäuser und Banken lag, war der größere Teil des Publikums tagaus tagein der gleiche, und nachdem Busekow in jahrelanger, unwillkürlicher Anteilnahme an jedem einzelnen dessen Erscheinung in sich aufgenommen, erwogen und beurteilt hatte, prägte er von ihm jetzt wissentlich nur mehr einen neuen Hut, Wechsel von Sommer- und Wintermode sich ein.

Er stand dabei aber in einem umgekehrten Verhältnis zu seiner Kundschaft wie der Bankier schlechthin, als er dem Kunden, je länger er ihn kannte, und je mehr Beweise einer unbedingten Zuverlässigkeit ihm dieser gegeben hatte, um so weniger vorschoß, während er an einen, der zum erstenmal in seinem Gesichtsfelde erschien, die ganze Barschaft des Blickes wandte, und je unverläßlicher der Neuling sich darstellte, ihn um so bereitwilliger bediente. Dank dieser Maßnahmen war es ihm letzthin einige Male gelungen, an Leuten, die andere Schutzmannsposten als harmlose Schlendriane passiert hatten, Merkmale einer versteckten Aufregung zu erkennen, sie durch Winke patrouillierenden Kameraden zu bezeichnen und zu erleben, daß sich die Betroffenen bei Prüfung als gesuchte Übeltäter herausstellten. Und so geschah es an diesem Morgen vor seiner

Ablösung um sechs Uhr nur noch zweimal, daß er scharf zusehn mußte, erst, als ein Omnibus gegen einen Milchwagen stieß — glücklicherweise konnte ein bloßer Wink Busekows die Lage entwirren — und dann, da in der Schar jener Frauen, die nächtlicherweise auf demselben Straßenstrich ihr Brot suchen und deren jede ihm bis in den Saum des Unterrocks bekannt war, eine neue auftauchte: hochblond, aufgedonnert, mit einem Blutmal auf der linken Backe dicht am Mundwinkel.

Wie sie zu einer unwahrscheinlichen Zeit mit der Morgenröte zum ersten Male unangemeldet vor ihn getreten war, beschäftigte sie den Heimkehrenden, der, das innere Auge auf sie gerichtet, nicht spürte, wie es zu regnen begonnen, und er stapfend Pfütze auf Pfütze trat. War es denn möglich, er hätte alle jene Zeichen, die das Eindringen einer Konkurrentin in den Ring der auf jener Straße Privilegierten sonst ankündigten, übersehen, oder waren sie am Ende nicht gegeben worden? Und warum nicht? Galt sie ihren Schwestern wenig, erschien sie zum Wettkampf nicht gerüstet und durfte man mit Verachtung sie übersehen? Rief er sich ihre Erscheinung zurück, verneinte er die Annahme. Dem flüchtigen Blick — ein anderer würde ihr in ihrem Gewerbe kaum gegönnt werden — dünkte sie gefällig und wohlbereitet. Busekow, der sich über den Grund ihres lautlosen Auftretens auf seiner Weltbühne keine Rechenschaft geben konnte, ward befangen und kleinlaut vor sich selbst und betrat mit dem peinlichen Gefühl seine Wohnung, in dieser Nacht habe er dem Staat unzureichend gedient, den Platz, der ihm anvertraut, nicht in völliger Ordnung verlassen. Irgendetwas treibe dort ein ungerechtfertigtes, den beschlossenen Gang der Dinge störendes Wesen.

Er schlürfte verdrießlich den Kaffee und legte sich dann zu seiner Frau ins Bett. Zaghaft lüpfte er die Decke, und sich hinstreckend, nahm er eine Rückenlage ein; denn da auf den Seiten liegend er gewöhnlich zu röcheln und zu schnarchen begann, war ihm diese anbefohlen worden. Wie in allen Dingen, die das Weib anordnete, suchte er den Befehl genau zu befolgen und aus Furcht, er möchte im Schlafe seine Stellung wechseln, hatte er sich gewöhnt, beide Hände in die seitlichen Ritzen zwischen Bettlade und Matratze ein-

zukrallen, durch welches Manöver wirklich erreicht wurde, daß er in gleicher Lage aufwachte, wie er eingeschlafen war. Auf welche Weise die Frau bald nach Beginn ihrer nun zwölfjährigen Ehe seine Unterwerfung unter ihren Willen durchgesetzt hatte, darüber hatte er nie nachgedacht. Er wußte nur, die Abhängigkeit war bodenlos, ohne den leisesten Trieb zum Widerstand. Selbst bei den ihm unliebsamsten Geheißen erschien sie ihm noch eine milde Gebieterin, da er in sich die Neigung ahnte, auch ihrem zügellosen Verlangen nachzugeben.

Es war aber einzig sein bedingungsloser Gehorsam, der die an sich Schüchterne allmählich fähig gemacht, Wünsche ihm gegenüber zu äußern, später zu fordern. Und so entfernt blieb sie innerlich der Überzeugung wirklicher Macht, daß sie noch stündlich und bei jedem Anlaß erwartete, er möchte es endlich satt haben und mit ihr kurzen Prozeß machen. Denn sie war sich wohl bewußt, das einzig wirkliche Guthaben, das sie bei ihm besaß, — jene kleine Summe, die die Sechsundzwanzigjährige dem Vermögenslosen einst in die Ehe gebracht — mußte längst aufgezehrt sein, und weder geistig noch körperlich fühlte sie sich vor ihm begnadet.

Was den Leib anging, verbarg sie sogar seit Jahren schwere Schäden. Ohne daß sie Mutter geworden, hatte die Zeit ihr mitgespielt. Das einst volle Haar war zu einer winzigen Schnecke auf dem Hinterkopf zusammengeschrumpft, ihr Gesicht, das straffe Haut wohltuend gegliedert, hatte durch deren Nachlassen Löcher und Vorsprünge bekommen, heftiger aber bewegten sie ihre Brüste, die zwei flachen Tellern gleich, mit kaum noch gefärbter Warze von den bergenden Händen beim Auskleiden nicht mehr bedeckt werden konnten. Die zarte Scham, mit der Busekow über diesen Umstand abends und morgens hinwegsah, vergrößerte ihren Kummer und bewirkte, daß sie ihm einen harten Anruf zum Bett hinschickte, etwa: setz Wasser auf den Herd! oder: scher dich zum Kohlenholen!

Bei solchen Aufforderungen hatte den Mann oft verlangt, sie möchte ihre Empörung über die Unbill der Natur durch eine furchtbare Forderung an ihn etwa für sich ausgleichen. Wie sie zur ärmsten Magd Gottes herabgesunken war, dichtete er königliche Befehle in ihren Mund, sah sich in hündischer Demut in den Ecken stehen,

die Pfoten aufwartend gekrümmt. Und fürchtete, er habe sie um ein Großes betrogen, meinte das Kind, das sie von ihm nicht hatte, seufzte und fand sich vor ihr schuldig. Oft lagen sie sprachlos nebeneinander, mit nach oben gedrehten Gesichtern, geschlossenen Lides, daß keiner dem anderen das Wachen anmerkte. Ihre Herzen klopften laut: Warum konnte ich sie nicht erfüllen? Was tönten meine Rippen nicht von ihm? Und wehmütig griff sie ihre Brüste, er fuhr die mageren Lenden herab, beide fühlten sich dürftig.

Den Betten gegenüber hing in Öldruck Martin Luther. Die Hand auf ein Buch geballt, machte er eine ausladende Gebärde. Beide Gatten hatten Anfangs aus dieser Geste einen großen Mut zu holen gesucht, wollten sich erklärend anreden und die Kluft überspringen. Aber es gab zwischen jenem und ihnen keine Zusammenhänge. Schon begann alles in eine hoffnungslose Gewohnheit beschlossen zu werden. Man sparte an Blick und Ton füreinander, rief sich und antwortete in Hauptworten, denen die verbindenden Verben und Partikeln fehlten, um schließlich bei Begriffen, die man als bekannt und erwartet voraussetzen konnte, auch an den Endsilben zu sparen. Die Augen wichen sich aus, man sah gegen Wände, Berührung wurde gefürchtet. Streiften bei einer Begegnung sich die Kleider, schoß beiden panischer Schreck ins Gebein, als hätten sie Allerheiligstes betastet. Die weibliche Seele war so voll Vorwürfen für ihn, er so voll Angst vor ihr, daß sie wußten, ein wohlgebildeter Satz jetzt, Gleichnis freundlicheren Lebens, hätte sie bis ins Mark erschüttert und vernichtet.

Also scheuten sie ihre Güte, erzogen Hartes und Kantiges in sich und schlossen am Ende auf Grund rauher Regeln einen letzten Frieden, er, der Hingeschmissene, Unwürdige, Besiegte, sie die Beleidigte, mulier virgo.

Wie er nun lag und ruhen wollte, brach Sonne schräg durchs Fenster und verwirrte seine Augen. Da er sich nicht wenden durfte, bedeckte er das Gesicht mit der Hand, doch Licht schien rot durchs Blut der Finger. Diese Wahrnehmung verwirrte ihn, als hätte er des Umstandes seines lebendigen Blutes vergessen. In einer Aufwallung streckte er das eine Bein gegen die Decke, daß eine Wöl-

bung über seinem Leibe entstand und lächelte. Es schien ihm aber gleich darauf, als sie neben ihm im Schlaf stöhnte, Gebärde und Lachen infam, und er begann, in die Strahlen blinzelnd, alle Züge einer stetigen und zunehmenden Niedrigkeit aus seinem Leben zum Bilde eines verworfenen und vergeblichen Geschöpfes zu dichten. Wie er in der Schule seines Dorfes schlecht gelernt, zum Hofdienst untauglich gewesen war und einst am Reformationstage in der Kirche, während die Gemeinde im Liede: Ein feste Burg ist unser Gott himmlische Andacht einte, den Zopf des vor ihm singenden Mädchens ergriffen und an seine Lippen geführt hatte. Die Kleine hatte aufgeschrien, Nachbarn den Frevel bemerkt, und er war dem Pastor zur Bestrafung angezeigt. Der hatte ihn mit Wortschwall überwältigt und Mut der Jugend und Selbstbewußtsein für lange Zeit in Grund und Boden geschlagen. Eine Spur davon war erst nach Jahren wiedererstanden, als ihm, dem Unteroffizier, eine Dekade junger Burschen auf Gnade und Ungnade überantwortet wurde. Da hatte er den Schnurrbart hochgezwirbelt und sich einiger Flüche bemächtigt, die ihn vor sich selbst martialisch machten. Doch gelang es über ein geringes Maß nicht, da die Wichtigkeit vom Kasernenhof in den Stuben bei Instruktion und Unterricht verblich, merkte er, wie er im Auffassen des Vorgetragenen hinter den Kameraden zurückblieb. Im Verlauf von zehn Jahren hatte der Hauptmann einige Male zu ihm gesagt: Sie sind in Herz und Nieren königstreu, Busekow. Das ist eine Sache. Aber haben keine Verstehste. So wurde Königstreue, die man ihm öffentlich zugestanden, fortan Richtschnur seines Lebens. Und als er einsah, eine Feldwebelstelle war ihm nicht erreichbar, er aber nur im Staatsdienst für seine positive Eigenschaft Verwendung hatte, gab er sich als Schutzmann ein. Bedenken gegen seine zunehmende Kurzsichtigkeit zerstreute er auf die geschilderte Art.

Da ihm seine Tugend jetzt einfiel, wurde die Seele einen Augenblick freier, schnell erleuchtete ihn jedoch Erkenntnis, wie wenig offiziell sie in seinem heutigen Dasein sei. Im Gegensatz zu jenem Hauptmann hatte seine Frau sie nie anerkannt, in ihren Reden war sie nie erwähnt worden.

Ein elendes, nutzloses Schwein bin ich, dachte Busekow. Diese

Frau weiht mir ihr junges Leben, ihren einst blühenden Leib, schöne Gaben. Alles habe ich vernichtet, nicht fähig, das mir Anvertraute zu pflegen. Was aber meine Königstreue anlangt ‹mit einem letzten Versuch, sich zu erheben, flüchtete er noch einmal zu diesem Gedanken›, meine Hingabe an den Dienst — vor seinem Geist stand ein blondes aufgedonnertes Frauenzimmer, ein Blutmal im befremdenden Gesicht. Da ergriff namenlose Trauer um sich selbst unseren Helden, und einschlafend verstand er die Größe seines Weibes nicht mehr, die es vermochte, bei ihm auszuhalten.

Er träumte, in leerem Raum stünden sie sich gegenüber, nackt. Wie ihre Augen sich sengend ihm ins Gesicht bohrten, war er gezwungen, sie anzusehen. Einen schauerlichen Leib erblickte er, wie Stöcke die Beine, von Hautrunzeln bedeckt. Erbärmlich das übrige. Nirgends aber war noch der leiseste hüllende Flaum zu erspähen, und der Kopf glich einer polierten Kugel. Mit ausgestreckter Hand, die wie eine Kastagnette knackte, klopfte sie abwechselnd gegen sein gepolstertes Bäuchchen, den Schädel und krächzte dazu: Heuwanst, Heukopf! Und alsbald begann er aus der Öffnung seines Mundes Stroh zu speien, bündelweis, ohne Aufhören meterweis. Sie lächelte giftig dazu, klopfte und knatterte: Heukopf, Heuwanst, Heukopf. In Schweiß gebadet erwachte er, war mit einem Ruck aus den Federn, und im Hemd ins Nebenzimmer stürzend, rief er mit dröhnender, übernatürlicher Stimme ihr zu: Ja, ja Elisa, ich bin ein Elender, wirklich ein Unfruchtbarer! Sie war nicht im Raum. Neben Butterbroten und einer Flasche Bier lag auf dem Tisch ein Zettel mit den Worten: Ich bin zum Kientopp. Wundre dich nicht. Geburtstag.

Und nun stellte er sich, während er zu kauen begann, ihre Freude im Lichtspieltheater vor und spürte, die tröstliche Stärkung, die er mit dem Zugeständnis seiner Wertlosigkeit hatte gewähren wollen, mußte ihr draußen stärker zuteil werden durch Bilder aus der Menschenkomödie, die sie mit Lachen und Weinen ergreifen würden.

Gegen sieben, seine Frau war noch nicht zurück, begab er sich zur Polizeiwache in den Dienst. Um Mitternacht bezog er Posten am Schnittpunkt der Hauptstraßen. Aber da es in Strömen regnete, gelang es ihm von allem Anfang nicht, die heroische Haltung, die

er sonst besonders während der ersten Minuten seiner Wache vor einem vierarmigen Gaskandelaber einnahm, zu markieren. Im Gummiumhang, die Schultern eingezogen, das Haupt gesenkt, sah er vielmehr, während Wasser an ihm niedertroff, recht kläglich aus. Zudem verwirrten ihn hinter nassen Scheiben seiner Brille rote, grüne und weiße Lichter der Fahrzeuge. Um sich überhaupt bemerkbar zu machen, hob er von Zeit zu Zeit einen Arm und ließ ihn, ohne des Eindrucks inne zu werden, wieder sinken. Nur mit Mühe unterschied er den Aufmarsch bekannter Gestalten, die Frauen der Kaffeekellner, die ihre Männer abholten, Stammgäste der in der Nähe befindlichen Wirtschaften, den Mann mit dem fliegenden Streichholzhandel und eine nach der anderen die Nymphen der Straße. Dicht an die Häuser gedrängt, hüpften sie Schutz suchend an ihm vorüber, mit eingezogenen Flügeln Vögeln gleich, die, Land gewöhnt, ins Wasser gefallen sind und sich retten möchten. Sie schritten auf ihren bis zu den Knien freien Ständern über den Fahrdamm und teilten ihre Aufmerksamkeit zwischen den Wassertiefen, die sie durchqueren und dem Wild, das, diesen Abend spärlich genug, sie jagen mußten.

Beim Anblick ihres namenlosen Elends hob Busekow am heutigen Tag zum erstenmal selbstbewußt den Kopf. Diesen da war er, wie man den Maßstab auch anlegte, doch tausendmal überlegen. Er dachte an seinen Traum und meinte, produziere er als letzte Formel von sich auch Heu und Stroh, so sei das schließlich eine saubere Sache. Wie aber würde sich diesen in Träumen das Gleichnis ihrer ausgespeiten Eingeweide darstellen? Und anderen, weniger verächtlichen, aber dennoch tief unter ihm stehenden Klassen, all diesem männlichen Gelichter, das an ihm vorüberstrich. Stand er hier nicht — Donner und Doria — doch am Ende für Kaiser und Reich und sah alle Welt in ihm nicht einen tüchtigen Beamten? Als es aber noch heftiger vom Himmel goß, und er tiefer in sich hineinkriechen mußte, erschien vor ihm wieder der Leib seiner Frau, wie er ihn heute im Schlaf gesehen, und die Erde ward abermals wüst und leer.

Mit gedunsenem Auge stierte er in die Luft, einmal rechts, links einmal und geradeaus, als aus dem Gewissen plötzlich die Frage nach dem Verbleib jenes Weibes sich hob, das er am Morgen zum

erstenmal erblickt. Gehörte sie von nun an für immer zu den Figuren, die vor ihm spielen würden, oder war sie nur wie zu einem Gastspiel auf dieser Straße erschienen? Dafür sprach das Verhalten der Kolleginnen, die ein einmaliges Kommen und Gehen zur Not dulden durften, eine dauernde Etablierung jedoch, wie er es in anderen Fällen erlebt, mit Hohn und Gewalttat zurückgewiesen hätten.

Es schlug zwei Uhr morgens, als sie hinter einem jungen Menschen in aufgeweichten Lackstiefeln auftauchte. Zugleich aber bemerkte Busekow eine lange Schwarzhaarige sie an die Schultern greifen und hörte, wie sie ihr zuzischte: Nicht an meinen Kleinen heran! und die Antwort der Neuen: Nur sachte!

Schon sammelte sich auch ein Kreis erregter Frauenzimmer um die beiden und fiel mit schnatterndem Schwall im Chore ein. Man sah drohend aufgehobene Arme und Schirme. Da aber schleuderte Busekow allen Regen von sich, war mit zwei Schritten bei den Streitenden und Gewitter aus empörten Augen blitzend, herrschte er mit erzener Stimme die Auseinanderstiebenden an: »Keinen Streit, meine Damen. Weitergehen!«

Nur sie blieb ihm gegenüber. Sekundenlang sah er in ein erschrockenes Gesicht und trat dann an seinen Platz zurück. Irgendwo straffte sich eine Sehne an ihm. Der Blick, den sie von jetzt ab bei ihrem allnächtlichen Erscheinen ihm zuwarf, strahlte vor Dankbarkeit. Er entzog sich ihm nicht, empfing ihn als seines öden Lebens Zuckerbrot. Und als er Nacht- mit Tagdienst tauschte, war das Gefühl des Bedauerns, diesen Blick in Zukunft entbehren zu sollen, groß. Doch kam sie schon am zweiten Tag die Straße herauf an ihm vorüber, und da geschah es, daß er, ihren Gruß erwidernd, ein wenig das Haupt neigte.

Schnell spannen sich zwischen ihnen die Fäden schlichter Vertraulichkeit. »Mir geht es immer so, bin immer die gleiche«, sagte etwa ihr Blick. »Stehe hier für Kaiser und Reich«, rief er zurück. Monatelang. Bis eines Tages, vom Dienst heimkehrend, er sie streifte, die in einem Haustor stand.

»Keinen Auflauf bilden, Fräulein«, meinte er witzig und lächelte sie an. Sie senkte den Blick vor ihm. Meinte er, Samtenes schlage Flügel und verwirrte sich bedeutend.

Ein andermal, da er an einem Urlaubstag gegen Abend spazierte, traf er sie und ging ihr nach. Sie trat in einen Flur, sah sich nicht um. Er folgte, stieg die Treppen hinter ihr hinauf, schlüpfte in einen Korridor, den sie aufschloß, und dort im Dunkeln standen sie sich gegenüber, ohne daß ein Wort fiel. Nur ihr Atem blies, die Augen glühten sich an. Berührung wurde nicht gewagt. Schließlich lehnte sie sich Halt suchend gegen die Wand, er schräg an sie gebeugt, schlang in alle Öffnungen den Hauch ihres Leibes. Beide wankten. Sie fiel zuerst. In schmerzlich süßer Lähmung blieb ihr das eine Knie erhoben und reckte ihren Schoß auf. Wie ein stürzender Felsblock senkte er sich ein.

Auch späterhin war kein Wort gefallen, da er losgebunden von ihr schwand, blieb sie am Boden hingenagelt. Geschlossenen Auges lächelte sie, ihr Atem ging wie eine feine Musik aus ihr, und in rhythmischen Abständen zitterte der Leib. ‹Fortsetzung folgt.›

Carl Sternheim.

WANNSEE

DER Wagen prallt zurück, die Pferde stehn.
Aussteigen soll ich? nach dem Hause gehn?
Dem da? wo nicht ein Stein,
Nicht eines Steines Schatten zu mir spricht?
Dies ist es nicht.
Ihr hörtet falsch, dies kann das Haus nicht sein.

Die Straße selbst schon nicht, das Haus noch minder —
Wie? dennoch? — Kinderjahre, Kinder-
Erlebnisse, belehrt mich, steht mir bei!
Erinnerungen, sagt mir, wo ich sei!
Zeigt mir, und wenn mich außen alles tröge,
Das Ding, das Nichts, dran ich mich richten möge!
— Es darf nur eines blassen Geisterwinks,
So kenn ich gleich mein altes Rechts und Links —
Zeigt mir den Zaun, ich weiß, was er umzirkt,
Das Straßeneck, ich ahne, was es birgt,
Den Anfang, und ich kenne den Verlauf,
Das tote Fenster, und es tut sich auf,
Und aus dem Öffnen, hinter Arm und Hand,
Füllt sich die Luft mit Einer, die drin stand,
  Als wir es waren!
Nord, West, Süd, Osten, sendet einen Geist
Kluftüber durch den Tod von zehen Jahren,
  Der mir die Heimat weist,
Mir Kreisendem, um den die Heimat kreist!
Wohl mir, und daß Ihr keine Geister seid!

Wohl Euch, die Ihr zu zweit,
Die Ihr den Bebenden, ans Ziel Verirrten,
Zu lösen, still aus Eurer Nachbarschaft
Herzugetreten, mich in meine Kraft
Aufs neu bestellt, o wohl Euch guten Wirten!
Ihr seid's doch noch, wie ihr's gewesen: Wipfel
Wie einst! Nur Eures Hauses obrer Gipfel
Steigt überm Grün, dahinter sich versteckt,
Was mir ein Blick im Innren wieder weckt:
Die Rampe steigt, der Brunnen rauscht so fort,
Die Rose lebt und stirbt am alten Ort,
Und was die Kronen wiegt, und Winden lauscht,
Einfach erwachsen find ich's, nicht vertauscht,
In sich erstarkt, aus sich heraus gewandelt
Nicht eben eingefeilscht, schon ungehandelt —
— Indes die Mummerei des Nachbarhaus
Das unsre, draus uns Eigensucht vertrieb,
Zu einer großen Klage machte, blieb
Das Eure sich getreu, ein Vaterhaus!
Wir blicken Euch auf Euer Glück nicht scheel:
Ein Denkmal steht es unsrem tiefsten Fehl,
Ein Gleichnis unsrem Säen ohne Frucht,
Der frevlen Siedlung und der frevlen Flucht — —
Nur wo der Sinn auf seinem Kauf beharrt
Und sei's um schweren Kauf, unsterblich wird er dauern!
Voll Prüfstein stecken deines Hauses Mauern:
Vertandele deine Art und deinen Part,
Und rückwärts ins Verwirkte lernst du trauern,
Entsagender, nur du hast Gegenwart!

Die Kinder jauchzen Euch zurück in Garten,
Mich nicht, mich laßt, hier bin ich gut allein,
Am Herben dieser Stunde zu erharten,
Will ich von dieser Heimat nur den Stein,
Nur einen Sitz. So hat's noch keine Not,
Wenn er für Ruhe gilt, da sonst für Brot

Nur Stein um Stein in meine Hände stieß,
Was andern Mutter war, und mir so hieß.
Dort auf der mitten Freiung das Getänn
Verbirgt mich schon Vorüberblickenden:
Als Knabe war ich dort schlecht aufgehoben, —
Nun deckt mich zu, was ein Jahrzehnt gewoben.
Lebt wohl und laßt mich meinen Geistern:
Nur den sein selber nicht bewußten Sinn
Kann dieser Elfenhohn der Dinge meistern,
Ihr kamt, und vor der Liebe floh er hin —
Und da ich's wieder bin,
So laßt mich meine Speise kosten,
Mißgönnt mir ihre bittren Bissen nicht, —
Wo mir's ins Innre zielt, bin ich auf Posten,
Bin ich die Tat und suche mir Gericht.
Still, und ade!
Ich tat nicht wohl, die Wohltat tut mir weh —
Wannsee? O wohl, indes, ein andrer See
Wird mir zu Füßen, weitet sich, und blinkt
Schon Spiegelung, dran meine Wimper trinkt, —
— Nicht Lethe: ‹eine Felsenlippe speit
Die wilde Strömung der Vergessenheit
Strudel, der die Bereitschaft wie das Sträuben
Zugrunde fortreißt, bis sie aus Betäuben
Wirrsinnig aufgetaucht, verweinten Rufern
Zulächeln, keiner weiß, von welchen Ufern —›
Vergessen will den Leib, der sich ertränkt,
Erinnerung, daß sich dein Auge senkt, —
Den Tiefblick, der im Widerblicke mündet,
Das Herz, das sich erträgt, wie sich's ergründet:
Kein Kielgang furcht den See, kein Segler blitzt,
Nicht der ihn fährt, nur wer am Strande sitzt,
Und unvermerkt die Lider überdacht
Erschwimmt Begegnung mit der stillsten Fracht:
Mich vor den stummen Mienen fortzuschleichen,
Dem klaren Vorwurf auszuweichen,

Und hinzusitzen, wo mir's wohlt,
Indes die trügelose Fläche
Mir zu vertaner Kraft verwundene Schwäche
Mir meinen alten Abgrund wiederholt,
Was wär's, als mir zerschmetterten Genuß
Vom letzten Recht der Schatten fortzuklauben?
Als dürft' ich mir am hoffnungslosen Fluß
Was mir als Trost vom Leben werden muß,
Und werden will, vom feigen Tode rauben?
Weh mir, und hätt' ich mich's erfrecht!
Spar du dein Herz, du sparst, was du verschuldest, —
Die Uhr hebt aus, ein Büttel nennt dich Knecht!
Erinnrung ward dem sterblichen Geschlecht
Wie Schlag zur Kette am Geflecht —
Es wird ein jedes Lebensrecht
Erst fest an Rechten, die du duldest.
Versage dich und du bist arm.
Gib dich hinunter, sauge allen Harm,
Nimm die Gefühle, sammle die Gestalten
Wie spitze Speere in dein Herz zurück —
— Die Welt wächst ewig jung und du willst alten?
Wird neu, und du nur lägst als taubes Stück
Im Wechselsturm von Leiden und von Schalten
Und bettelst bei beseelenden Gewalten,
Nur weil sie deinen Vätern galten,
Um die leibhaftige Minute Glück,
Da du dein Sein, dein Menschendasein segnest,
Du? der dir nie entsagst? und drum dir nie begegnest?

Haus, o Gehöft, einst unser, nicht mehr mein,
Wie kannst du meinen Anblick tragen?
Ich gebe dir von diesem schlechten Stein
Die Losung aus verwichnen Tagen,
Du kennst sie noch, und läßt mich ein.
Vergebens dräust du, neue Schrift am Tor,
Der alte Sohn vom Hause sitzt davor,

Von hier noch, ja von hier, er darf es wagen.
Tu ab die Tünchen, altvertraut Gesicht,
Herunter mit dem Putz, er ziemt sich nicht,
Schlinggrün hinauf, das hier am Pfeiler tanzte,
Gefällte Bäume, geistert in den Stand,
Verwunschen sei, was hier ein andrer pflanzte
Als jene kaltgewordne Hand!
Sink in die Erde, fratzenhafter Strunk!
Verwildre, zugeschorner Rasenprunk!
Ich bitte deine schlichte Wiesenflur
Um meiner nicht, um keiner Füße Spur —
Nicht meine friedlos hingewälzten Glieder,
Verwühlte Halme, gebt mir schweigend wieder, —
Frei, wie ihr wart, ein Waldrest, uns vertraut,
Um Stämme alter Bäume schießt ins Kraut!
Und ihr, ihr Dinge, die vom Fremden sprecht,
Mir aus den Augen, fort aus meinem Recht!
Ich bin nicht hergekommen, um den Preis
Des hier in Tod versunknen Einerleis
Dem todgeweihten Einerlei zu klagen,
Und mir den Tort demütig heimzutragen,
Daß jeder Scherbe, jeder Fetzen schreit
»Auch ich war einmal ganz: Vergänglichkeit!« —
Mich trifft sie nicht, euch mag die Rede treffen:
Da ihr ein Spuk schient, konntet ihr mich äffen, —
Wohl mir, daß ihr zur rechten Zeit
Des Stoffs euch Schuld gebt, der ihr wirklich seid,
Dem Geist euch untergebt Gefangne:
Ich bin es selbst, das hier Vorbeigegangne,
Der Mensch und die Unsterblichkeit.
Was je mir war, mir steht es zu Gewinn,
Und schölt es jede leere Gruft »Verloren!« —
Eh ich es nicht heraufbeschworen,
Wer wagt's, und sagt von einem Ding: »Dahin!«?
Noch ist mir nichts umsonst geschehen,
Und macht es nur ein Wunder auferstehen,

Ich wirk es, weil ich selbst dies Wunder bin!
Antworte meinem Anhauch, tote Runde!
Begeistre dich aus dieser Geisterstunde!
Beschreibe dich, o Haus, mit jener Schrift,
Die keinem deutlich ist, als den sie trifft,
Und selber ihm bleibt sie unsäglich!
Gewohnheit blicke mir, das stillste Atemgift!
Bis zum Ergrausen blicke mir alltäglich!
Dichter, noch dichter wimmle, Gegenwart,
Von meinen alten Augen vollgestarrt —
Schatten, ja du! der noch vom gleichen Punkt
Tagaus, tagein zur gleichen Rüste wanderst,
Der bunten Leiste, die daneben prunkt!
Durch deren Bröckelstuck du gleicher Spalt
Wie einst die alte Wand querab mäanderst,
Verlorner Launen müß'ger Aufenthalt!
— Ich blicke nichts in euch hinein:
Seht her, mein Aug' ist willig, zuzufallen.
Ich fuhr aus mir, Euch Schläfer zu befrein,
Euch Wänden flehend aus und ein,
Beschwörend um und um entlang zu wallen,
Zieh, was von Euch mir auferstanden,
Gleich einer Wogung hintendrein,
Bin für Sekunden wieder mein,
Nun wieder mir abhanden —
Aus diesen Fenstern sehnt sich's, wie sich's sehnte,
Aus Winkeln dehnte sich's, wie nun sich's dehnt,
Von mir, der durchschritt und ins Freie lehnte,
Schwebt noch die Tür, nur halb ins Schloß gelehnt,
Es trägt den Buchstab, so verblieben,
Wie ihn mein müß'ger Finger hingeschrieben,
Die Scheibe, die von meinem Hauche tränt.
Ein Jubeln hier und dort ein Grollen —
— Hier wohnt ein Blick von einst, wie Bilder an der Wand —
Von hier entbindet sich ein altes Flüchtenwollen,
Ein Toben wider Schloß und Band — —

Oh Unglück, Knabenglück,
Wann aber überkommt ihr mich mit Vollen?
Stück, Stück und wieder Stück,
Langsam, mit Schmerz, entwachst ihr eurem Ort,
In mich zurück
Entschwebt ihr, durch mich hin, und aus mir fort!
Wann soll es sein?
Wann gebt ihr euch darein,
Schließt euch und werdet fest?
Ist's hier, ist's droben unterm Dach, das Nest?
Ist's noch mein Geist,
Der Schwalben gleich, die ihr Geniste füttern,
Hinkreist, von dannen kreist?
Werd' ich nicht selbst besucht, nicht selbst gespeist
Mit schwachem Hin- und Wiederflug
Wie Nestlinge von Vogelmüttern?
Was? werd ich selbst ein Trug?
Wo bin ich denn behaust?
Fort! Hab's genug!
Mir schwillt! Mir graust!
Geschmeiß, ihr sollt mich nicht mit jedem Viertelszug
Halb nagen und nur halb erschüttern!
Nicht buhlend längs am Sims zu streifen.
— Es kost sich nichts, es fleht sich nichts hervor
Mit diesem Schmachten, diesem Schweifen!
Ich bin gekommen, durchzugreifen!
Hinweg! und, wär's aus Sturz, aufs neu empor!
Und lehnten drin des Rachetags Gespenster,
O Jugend, o mein Haus,
Noch einmal wirf den Blick der alten Fenster,
Der Tore letztes Wort ein letztes Mal heraus!
Nicht wie du sonst mir nach verlornem Strauß
Heimkehrendem Geduldungen verhießest —
Ich brauch ihn nicht mehr, Balsam, den du gießest:
Die Säule Feuers über mir losch aus —
Ich will von dir mein unverkäuflich Teil:

Zurück in meine Hand, geworfen Beil!
Werk, nicht von Menschenhänden, steige steil
Und unangreifbar durch den blinden Graus,
Darin du wankst, und nun vor mir zerfließest!

— Dies wär's? — So hättest du mir, Haus, geblickt,
Das ich nur erst gewahre wie durch Tränen?
Aus solcher Höhlungen versteintem Gähnen,
Vor deren Gram mir die Gebärde schrickt?
Dies Wort verschwiegst du und ich wußt' es nicht
Und macht's erdröhnen, und ich mußt' es nicht?
Wohlan, wohlan. Ich weiche dir nicht aus.
Ich kenne dich, du bist es, Trauerhaus,
Bist, was ich herzustellen mich erkühne,
Unangetastet, unverrückt,
Bist meiner Jugend halbverhangene Bühne,
Darauf mir nie ein leichter Schritt geglückt,
Da ich von keinem Freundliches empfangen,
Da niemand ungekränkt von mir gegangen,
Da Unrecht aller, tätig und geduldet,
Sich auf mein Haupt erwachsend übertrug,
Bis ich, von aller Schuld und meiner überschuldet,
Den Blitz herbeirief, und zu Boden schlug —
Der Vorhang ist hinauf, und es beginnt
Das Trauerspiel im alten Labyrinth
Der Jugend seine Masken herzugeben:
Kreis ein, Kreis aus, Kreis ein: Das irre Leben.

Leicht hub sich's an: Gefüllt bis an den Rand,
Ein Schiff mit Kindern treibt's an diesen Strand,
Halb scheu, halb rauh ihr ungeschickt Gebaren,
Die Schwestern stumm, die Brüder steif in Paaren:
Doch Mutwill hat die Oberhand,
Und die sich eben Fremde waren,
Schon freveln sie, Gesellenschaft vertauschend,
Am Schauer der Befreundung sich berauschend —

Hier sind sich zwei verschworen, dort verwandt,
Das Spiel wird ernster, gültiger jedes Pfand,
Und wer's verlor, muß wie im Ernste büßen:
Die Kinderei stolziert auf Freiers Füßen
Und merkt nicht, was die Zeit und alles rings behext:
Der Abend stürmt durch Jahre, man erwächst,
Der Busch wird Hecke, zum Gebüsch die Rose,
Zwielicht das Licht, und jede Farbe blinder —
Schon seid ihr halb noch kindisch, nicht mehr Kinder,
Euch trägt, Euch hegt, Euch engt die Insel gleicher Lose:
Gleichheit nie vor Euch eingesogener Wonnen,
Der Einklang nie so frisch gefühlter Pein,
Macht Euch auf Eurer Welt allein,
Die ihr nur eben erst begonnen!
Und wie sie sich um Euch verwandelt! Rings
Erschüttert Euch der Wirbel jedes Dings:
Versucht, den Feuerkelch zu pflücken,
Der unter Euren Schritten sich erschließt,
Ihr greift in jähem Niederbücken
Nur Stroh und was aus seinem Samen sprießt,
Der Mond steigt auf, doch schneller schießt Gesträuch.
Wand links, Wand rechts sperrt Euch in enge Gassen, —
Dort schwinden sie, Euch scheinbar durchzulassen, —
Geht, und der Grund treibt Fels, Euch zu umfassen:
Ja, jeder Fußbreit wechselt unter Euch!
Ihr seid wie sie und wißt's nicht, — Lebensfinder,
Ihr Liebeseligen, noch vor Stunden Kinder
Unmerklich Euch Entwandte: Von der Erden
Bis ins Zenith der Taumel steten Rankens
Verstellt sich Euch als Wachsen, lockt als Werden,
Betäubt Euch mit der Süßigkeit des Wankens.
Befreundung band in eines die Gefühle
Die nun so süß entfremdet sich entbinden —
Wo sich Vertraute anders wiederfinden,
Ist nichts so reizend, wie die neue Kühle —
Die Wände weichen. Im geflochtenen Saal

Von rechts, von links, von schrägher mündet Strahl,
Versammeln sich von ungefähr Verirrte
Und tauschen das Geleit zum andernmal —
Verschwunden sind sie in die Taumelhecken.
Und wie am Läuten über weite Strecken
Sein Vieh erkennt und bei sich sagt der Hirte:
»Sie sind versorgt, solang sie sich entdecken«,
So hört die Schöne dicht am neuen Herrn
Fühllos des alten Freundes Scherz von fern,
Und er das Lachen, das ihm eben girrte,
Fern, und ihm graust: Ein Stern, es fällt ein Stern:
»Glaub', was du sagst, und leugne, was du riefst:«
»Die Welt ist Traumwelt, leb, als ob du schliefst«
»Vergöttre, was am tiefsten dich verwirrte,
Es bringt zutag das Wunder von Zutiefst!«
»Nur zu, wir sind zu Gast, und keiner kennt die Wirte.«

Mondwirrsal! Labyrinth! wie mag's die Sonne schaun!
Und dennoch scheint's: Der Tag will sich vertraun,
Und unterm Niederstrahl aus kühlen Himmeln
Beginnt die Dunstwelt aufzublaun,
Das Fangnetz seinen Raub ans Licht zu wimmeln.
Gestillten Blicks im Vorgefühl der Freude
Vollwachsen tritt die Erste durchs Gestäude,
Das ihr den alten Spuk entgegensprießt —
Indeß sie sieht's nicht, und in Luft zerfließt
Vor ihr das übernächtige Gebäude.
Sie hebt die Ferse: Was beginnt sie nun?
Beschäftigt schlüpft sie aus den beiden Schuhn,
Ist schon hinab, und bei den andern Gästen
Blickt sie ins Spiel, wie Sitzende bei Festen.
Denn seit sie unbemerkt den Zauber brach
Tut ihr's ein Zweiter, Mehr und Mehre nach —
— Sie scheinen ihrer Sache sehr gewiß!
Verblendete! Ihr rückt auf steile Wälle!
Allein sie sehn kein Hindernis,

Betreten's und es schwimmt, um auf der Stelle
Sich hinterrücks aus Lüften zu erneun —
Ohnmächtig dennoch: Keiner kehrt sich
An das entseelte Sperren und Bedräun,
Die große Sonne wächst, der Zauber leert sich,
Wem spart er noch den spottgewordnen Bann?
Doch seh' ich dort die Hecken einen zwängen,
Vergebens sucht er nebendurchzudrängen,
Kaum daß er freien Fuß gewann,
Bleibt er in neuen Fallen hängen,
Längst nicht mehr Knabe, noch nicht Mann.
Und hinten glänzt's: aus den verschollnen Gängen
Kommt feierlich das Kind, und sieht mich an.

Unseliger, blick auf mich, und sage nicht »zu spät!«
Nicht vor dich, hinter dich und nicht beiseite!
Der Zarten, die voll Zweifel bei dir steht.
Frommt der Verstrickte nicht zum Weggeleite!
Denk' etwas außer dir und schreite, — schreite
Den Weg, der weiser ist, als der ihn geht!
Wirf nicht auf mich den Todesblick des Sinkens
Wirf du vom Rande des Ertrinkens
Den letzten Mut wie einen Hakenstrick
Hieher, nach deinem Ewigen, Blick in Blick,
Und hangend von den Burgen meines Seins
Greif ich's, und haftet's hier, so ist es deins!
Du bist der Würfel deines eignen Spiels,
Der Jäger deines Wegs und keines Ziels,
Das überschüssige Mittel welker Zwecke,
Der Schöpfer und das Opfer dieser Hecke,
Der Gänger jedes Schritts, der Fänger jedes Staubs,
Raub jedes Spinnwebs, Räuber keines Raubs!
Den Gott gewahren, der im Punkte webt,
Des sich die blöde Seele überhebt,
— Da du zur Welt erwuchsest, hieß dir's Tugend:
Heut', wenn du noch gestehst, daß alles lebt,

Und dir aus Lebens Rechte widerstrebt,
Erwürgst du und verwirkst du deine Jugend!
Am Kleide schwebt dem Rüstigen das Gespinst,
Dem noch die Fliege, dem du nie entrinnst!
Ein Faden! Und vor tausendkleinem Zwirn
Versonnen stockt dein wundersichtig Hirn —
Ein Ferneduft! Und eben noch Gezwerg,
Wirfst du schon riesige Gedanken
Der Ahnung nach, und holst dir Wald und Berg
Vor deinen Schritt hinein als neue Schranken!
Verfluchter, atme, und es ist ein Schein!
Ich schwöre dir, es gibt ein Groß, ein Klein,
Was du als einen Trug verleumdest, IST,
So wahr du Scheit und Unze Gottes bist,
So wahr in deinem Fuß, in deiner Faust,
Die widerlich im eigenen Garne wüten,
Der Inbegriff von Sternenbahnen haust
Beim Inbegriff von Sternenblüten!
Ist alles Wort vergeudet und vergebens?
Weckt nichts in dir den Aufstand eignen Lebens?
Muß ich dir Übermutigem, Überfeigem
Den Vorwurf dieses Mädchenkindes zeigen,
Das noch nicht lang sein Haar im Nacken flicht?
Ich sage dir, es ist kein Spuk so dicht,
Kein Trug, der noch so sperrig vor ihr prahlt —
Sie müssen schwinden oder neigen
Wenn aus dem unverschuldeten Gesicht
Die Andacht dieses kühnen Auges strahlt,
Sie senkt wohl manchesmal die Lider,
Verwechselt oder ruht die Glieder,
Doch deine Wildnis ist die ihre nicht —
Ihr sagt das Herz, wie Pflicht und wie Verzicht
Das große Recht auf freie Straße zahlt,
Und Dickichte verziehn wie Morgendämpfe,
Wo Mut sich Heldenbahnen voller Kämpfe,
Und Liebe sich die Krone malt! —

Gesegnet, wenn sie ihre Blicke läßt!
Laß ab vom andren, diese halte fest.
Entlaß die Hand, die sie dir tröstend bot, —
Auch liebend kann sie nicht zu Hilfe kommen,
Aus dir heraus gebierst du deine Not
Um dich herum, von dir bist du beklommen,
Und nur was du mit dir zur Welt genommen
Im Kampf mit dir entdeckt dir's deinen Frommen
Errettet dich vor Tod —
Ah, so nicht war's, so war es nicht gemeint!
Ich scheide mich von deinem Werke, — Feind,
Wahnwitz, ich bin dir nicht verschuldet!
Wie? zwingen, was dich nur mit Schauder duldet?
Die ohne dich, und daß du sie gejammert,
Längst still für sich den Weg ins Offne fand,
Die junge Geberin der guten Hand,
Hältst du in deinem Wust verklammert?
Weil du alleine deine Marter leidest,
Weil du Entwachsenen ihre Menschheit neidest,
Weil dieses Wirrsal, das nur dich noch engt,
Sogar bei dieser Jüngsten nicht verfängt,
Springst du, im Tag allein gebliebner Rest
Von ihrer Jugend schwärmerischem Fest,
Vor ihren Füßen auf, in deinen Stricken,
Um sie in deinen Ränken zu ersticken,
Du ihre letzte Falle, letzter Bann,
Der Namenlose, der nicht leben kann?
Vergebens, daß du tust, als ob du von mir lernst.
Du mischest deine Wahrheit, deine Lüge
Umsonst mit meinem heiligen Ernst
In das Verhängnis deiner Winkelzüge —
Umsonst, daß du mir nun zu gleichen scheinst:
Ich bin das Jetzo: Gnade Gott dem Einst!
Umsonst, umsonst, daß du der Reinen trutzt
Der du zur Wildnis wurdest untern Füßen:
— Sie hat gezaudert, wohl, sie hat gestutzt

Und muß mit Schmerz die kleine Schwäche büßen —
Dann, ob dein Arm um sie sich auch versiebenfältigt,
Wie deinesgleichen bist du überwältigt:
Groß blickt sie aus, und schreitet lebenwärts
Mit einem leichten Schritte durch dein Herz — —
Ich seh' von hier, zu meiner eignen Sühne
Mich stürzen im Zusammenbruch der Bühne. —

Wenn ihr Gewalten, die zeitlebens nach mir zieltet,
Mich nicht zum Spiele hubt und aufbehieltet,
Wenn ihr mich drum erquickt und neubegabt,
Durch Höll' und Himmel zubereitet habt,
Daß ich mich wage, wo die andern zaudern,
Gedeihe, wo die Zärtlichen erschaudern,
Und in das Schlechte Mächtige hinein
Einsam bekenne Euer Ja und Nein —
Wenn ich, der hier mich selbst zu Tod verdammte,
Euch tauge jetzt und hier in Schildes Amte,
Schafft mir zu tun! Weil's Euer Aug' ersiehet
Das Werk, für das es einen braucht,
Dem ihr die Frist sich zu erschöpfen liehet
Da er die Frist zu leben ausgehaucht,
Der nicht, wie dieser darf, und jener mag,
Dankbar sich lagere im geschenkten Tag,
Der ausgesperrt von billiger Begnügung,
Beschwert mit allen Kosten seiner Fügung
Euch um den Einsatz bringt und den Gewinst,
Wenn er nicht wuchert, wo sein Nachbar zinst, —
— Gebt mir zu schaffen! Ob ich diese Jahre,
Seit ihr im Tod mir löschtet die Geburt
Und nackt und bloß mich Euch ins Lehen schwurt,
Den Leib in Eurem Tagedienste spare,
Ob ich die Stirn gebeugt, wo sie mich schelten,
Weil ich mit dem geliehenen Pfunde kargte
Und nicht im Gäßlein feilhielt, nicht am Markte
Sie, die noch nie gelernt, dem Wirt vergelten — — —

Ihr wißt's, und wann ich vorwärts treten muß
Ihr hegt zum Anfang heute schon den Schluß,
Ihr senkt aus eures Äthers weißer Blendung
Im Blitz die ganze Mühsal meiner Sendung
Deutlich und mächtig her in mein Revier
Und ruft »Wo bist du«, daß ich spreche »Hier«.

Und so, weil schon die Glocke schlug,
Darf ich die letzte Spur aus meiner Wange streichen.

Links donnernd um die letzten Weichen
Gleisen gehorsam, malmt und hält mein Zug.

Rudolf Borchardt.

KRIEG DEM KRIEG

EINE BÜRGERLICHE BEGEBENHEIT IN EINEM AKTUS

PERSONEN:

Pantaleon, seines Zeichens Drogist und Krämer.
Sibille, sein treues Weib.
Jodocus, ein alter Rentner.
Jettchen, seine weise Frau.
Gottfried, sein Sohn.
Sophie, dessen Verlobte.

Kriegsschauplatz: Irgendwo an der deutschen Grenze.

Zeit: Im letzten Herbst.

Hinter dem Garten des alten Jodocus. Ein Mäuerchen läuft niedrig und vertrauensvoll zu seinem Schutz um ihn herum. Ein freundliches Gartentörchen führt in ihn hinein. Ein Weg zieht sanft an ihm vorüber, links ins Städtchen, rechts in die Fluren. Ein guter alter Birnbaum lehnt sich friedlich träumend an das Mäuerchen an. Vor ihm ist ein düsteres Loch in die Erde gegraben. Der fast volle Mond steht golden über allem am Himmel. — Die Kriegsfurie fährt aus dem Loch empor, in altertümlicher schwarzer Tracht gräßlich und häßlich anzuschauen, eine qualmende Pechfackel in der Hand. Pantaleon naht mit Sibille von links.

Die Kriegsfurie

(fletscht die Zähne und beginnt zu kreischen):

Die Kriegsfury bin ich, und jeden faßt ein Schrecken,
tu ich wie eben jetzt mit meinen Zähnen blecken.
Man hat mich allerdings schon häufig totgesagt
und mit dem Kriege selbst den offnen Krieg gewagt.
Indes man treibt mich nicht mit Höflichkeit hinaus,
je mehr man mich bekämpft, je wohler seh' ich aus.
Ob man sich für mich schlägt, ob gegen mich sich rüstet,
ich acht' es einerlei, da nur nach Blut mich lüstet.

Seh' ich es eimerweis durch Städt' und Felder fließen,
so freut mich nichts so sehr, es sei Kanonenschießen.
Man will mich freilich nicht wie einst mehr ästimieren,
läßt in Kasernen mich und Garnisons kampieren
und hält und hütet mich wie Kinder oder Feuer.
Denn jeder ist bei mir des andern nicht geheuer.
Drum kann ich ihnen jetzt nicht, wie ich möchte, schaden,
Nur ihre Buckel voll stets neuer Steuern laden.
So ächzen sie vor mir heut im verhaßten Frieden
fast mehr noch als im Krieg, der ihnen einst beschieden,
und jedem macht die Furcht vor mir das Leben schwer,
nicht anders, als ob ich noch recht am Metzeln wär'.
Ich geh' als Schreckgespenst heut durch das Land herum
und mach' die einen bang und mach' die andern dumm,
und quäl' und schinde sie, bis ihre Beutel leer,
ob alles auch verarmt, ich fordre stets noch mehr.
Und will man mit »Kultur« und andern blöden Phrasen
die wüste Fackel mir zu Staub und Asche blasen,
fletsch' ich die Zähne bloß, und keiner darf mehr prahlen.
Sie müssen hinterdrein nur um so ärger zahlen.
So richt' ich Unfug an und spuk' aus meinem Grabe
wie ich bei Lebzeit kaum voreinst gepoltert habe.
Ihr sollt gleich sehn, wie ich sie durcheinander schmeiße
und nicht umsonst noch heut' das größte Scheusal heiße.
Ich leg' mich jetzt zur Ruh aufs neu ins Loch hinein,
halt Waffenstillstand nur und stell' mich tot zum Schein.
Denn eher werd' ich nicht aus dieser Welt verjagt,
bis Ihr mich allesamt in Einigkeit zerschlagt.
Dann sterb' ich gerne aus mit ruhigem Gewissen,
ich bin mich selbst längst leid. Doch ach! Wer kann es wissen,
ob solch ein Vieh wie ich nicht noch so lange lebt,
bis einst der letzte Mensch den vorletzten begräbt!

(Sie versinkt höhnisch lachend wieder in den Abgrund. — Nach einer Weile naht Pantaleon mit Sibille von links.)

Pantaleon: Kein Mensch soll mich daran hindern, an Wunder zu glauben, selbst meine eigene Frau nicht, sag' ich Dir. Komm nur mit!

Sibille: Aber, lieber Mann, Du verrennst Dich noch so tief in diese fixe Idee, bis Du gar nicht mehr aus ihr herauskommen kannst!

Pantaleon: Nenn sie nicht so, die göttliche Eingebung! Hier muß die Stelle sein. Richtig! Mich schauert's schon. Was siehst Du dort im Mondschein?

Sibille: Ein schwarzes Loch, in der Erde grad' unter dem alten Birnbaum. Weiter nichts!

Pantaleon: Weiter nichts? Da sieht man's: Es spricht nur zu mir, nicht zu Dir. Du hast kein Gehör für seine Stimme. Ihr habt kein Verhältnis zusammen.

Sibille: Hast Du denn ein Verhältnis mit diesem finstern, abscheulichen Loch in der Erde? Nun, red' doch vernünftig, Mann!

Pantaleon: Angeblasen hat es mich aus ihm mit einem Hauch aus der andern Welt, als ich heute meinen gewohnten Dämmerspaziergang hier vorbeimachte.

Sibille: Weil Du keinen Überzieher anhattest, und weil es im Oktober kalt wird, wenn die Sonne sich wegmacht.

Pantaleon: Wie mit einem Ruck hielt es mich hier fest. Und auf einmal wurd' es hell, ganz hell in meinem Kopf, als hätt' man ein Licht drin angeknipst.

Sibille: Du bist vielleicht vor den Baum gelaufen im Finstern, daß es Dir rot vor den Augen wurde.

Pantaleon: Nein! Weißt Du, woher mir die Erleuchtung kam? Aus diesem dunklen Loch dort unter dem Baum!

Sibille: (muß lachen.)

Pantaleon: Lache nicht! Wunder vertragen das nicht. Es ist der himmlische Fingerzeig, sag' ich Dir. Hier soll ich meinen abgetrennten Zeigefinger beerdigen, so spricht es.

Sibille: Fängst Du wieder damit an, mich zu erschrecken!

Pantaleon: Wozu wär' sie sonst da, diese unnatürliche Vertiefung? Sieh sie Dir genauer an, Sibilla! Es ist kein gewöhnliches Loch. Es ist künstlich gemacht worden. Als ich zum Abendschoppen ging, war es noch nicht da und ungeboren. Erst als ich zurückkam, — — —

Sibille ⟨hat es sich betrachtet⟩: Du hast doch nicht mehr getrunken als sonst. Es ist allerdings merkwürdig.

Pantaleon: Merkst Du's, es macht Dich auch schon stutzig, dieses unheimliche Loch in der Erde. Die Vorsehung steckt darin und der heilige Geist.

Sibille ⟨kopfschüttelnd⟩: Für ein Grab ist es zu klein.

Pantaleon: Und um drin mit Kügelchen zu spielen, ist es zu groß. Ich sage Dir, es ist vorsätzlich für meinen rechten Zeigefinger gegraben.

Sibille: Du redest noch so lange, bis Du's glaubst, Pantaleon.

Pantaleon: Still und friedlich wird er darin schlummern bis zum jüngsten Tag. Kein Krieg wird ihn dort drunten aufstören wie unsereinen hier oben.

Sibille: Gott soll uns schützen! Da bist Du ja wieder bei Deinem Lieblingsthema.

Pantaleon: Er braucht kein Gewehr zu laden da unten und abzudrücken, damit irgendein unbekannter, unschuldiger Mensch hinten weit niederfällt. Er braucht keinen Degen zu zücken und keine Greueltaten zu tun in einem Grabe.

Sibille: Wenn Du Dich denn durchaus von Deinem Finger scheiden willst, so warte doch ab, bis der Krieg wirklich im Lande ist.

Pantaleon: Du verstehst nichts vom Krieg, Sibille, wie oft soll ich Dir das noch sagen. Weißt Du, was mit mir geschähe, wenn ich damit wartete bis nach der Kriegserklärung?

Sibille: Du bliebst ruhig zu Hause bei uns und triebst Dein Geschäft mit neun Fingern weiter.

Pantaleon: Standrechtlich erschossen würd' ich auf offenem Platz und vor Deinen Augen, weil ich mich der allgemeinen Wehrpflicht entzogen hätte im offenen Angesicht des Krieges.

Sibille: O Gott!

Pantaleon: Ich würde festgebunden wie ein Hahn, den man zum Schlachten bringt. Ein Regiment Soldaten würde gegen mich entboten. Eine Laterne steckte man mir vor die Brust, um mich totsicher zu treffen. Eine ganze Salve ging gegen mich los. Mein Gehirn würde über unsere fünf Kinder hinspritzen.

Sibille: Um Himmels willen! Geht es wieder los mit Deinen schrecklichen Phantasien!

Pantaleon: Mein armer Zeigefinger, er würde vielleicht noch an den Pranger gestellt werden. Wer weiß, was für altertümliche Gebräuche sie dann wieder ausgraben. Mein Vermögen würde kassiert, mein Name verflucht, Du geschändet, meine Kinder landesverwiesen.

Sibille: Und jetzt, wenn Du ihn wirklich ausführtest, Deinen hirnverbrannten Plan, wenn Du Dir selber den eigenen Zeigefinger leibhaftig abschnittest mit unserm Käsemesser oder dem Hackbeil, mit dem Du sonst den Zucker klein machst, was dann?

Pantaleon: Dann ist es ein Berufsunglück, ein damnum corporis — — —

Sibille: Was für ein Ding?

Pantaleon: Ein Unfall, der mir bei meinem Gewerbe zugestoßen ist, gegen den ich versichert bin, für den ich noch obendrein Geld bezahlt bekomme. Oh, ich habe mich schon unter der Hand nach allem erkundigt.

Sibille: Und als ein Krüppel herumzulaufen Dein Lebelang, das macht Dir wohl gar keine Bedenken?

Pantaleon: Ich lauf' ja nicht auf meinem Zeigefinger herum. Bei der Hantierung wird's mich nicht lange stören. Ich hab' ja noch vier Finger rechts in der Reserve für den einen, der sich zur Ruhe zieht.

Sibille: Man kann sich an alles gewöhnen unter dem Mond, das ist wahr. Wenn ich schwanger bin, lern' ich anders gehen wie sonst.

Pantaleon: Siehst Du, und beim Schwören kann ich einfach so! ⟨Er deutet's an.⟩ Den Daumen oder den Mittelfinger als Hilfstruppen heranziehen. Im Frieden bin ich der beste Feldherr, sag' ich Dir. Immer sorg' ich Dir für Ersatz.

Sibille: Ja, das tust Du, Pantaleon, das kann ich Dir beschwören mit meinen heilen Fingern. Gott, wenn ich denke, das könntest Du morgen nicht mehr tun! ⟨Weich werdend.⟩ Du hättest eine Lücke in Deiner Hand.

Pantaleon: Es ist doch nur ein Schönheitsfehler, über den Du hinwegsehen kannst, wie ich darüber, daß Dir der Eckzahn ausgefallen ist. Das braucht mir doch nichts zu schaden bei Dir, nicht wahr?

Sibille: Es ist ja freilich kein solch wichtiges Glied. Ich könnte es schließlich entbehren, wenn Du es selber durchaus nicht mehr magst, lieber Mann.

Pantaleon: Komm gleich wieder nach Hause! Ich hab' alles schon

vorbereitet in der Dunkelkammer hinter unserm Laden, Sibilla, wie ein Lazarett für die Schlacht.

Sibille: Und mitten in der Nacht soll es vor sich gehen?

Pantaleon: Ja, jetzt sofort, wo es keiner sieht außer Dir. Berge von Watte hab' ich schon hingelegt und Verbandgage. Sublimat, Karbol und Benzin muß man in die Watte über die Wunde gießen, damit nur ja kein Gift oder Brand hereinkommen kann.

Sibille: Und das muß ich mir alles mit ansehen, dies Unappetitliche!

Pantaleon: Gewöhn Dich nur daran beizeiten! Was wirst Du erst für Unappetitliches zu sehen bekommen, wenn ganze Eisenbahnzüge mit ächzenden Verwundeten anlangen, wenn das Blut durch die Gossen läuft, wenn Du nicht mehr stille zur Kirche gehen kannst, ohne mindestens über drei Tote zu stolpern.

Sibille: Ach! Wenn es Wildfremde sind, hat's nicht viel auf sich. Aber wenn sich der eigene Mann nur in den Finger ritzt, tut es einer rechten Frau schon weh.

Pantaleon: Ich will es so unblutig und schmerzlos wie möglich machen, weißt Du, wie wenn ich einen alten treuen Hund umbringen müßte. Ich gehe nicht umsonst tagtäglich mit Drogen und Arzneiwaren um.

Sibille: Aber einen ganzen Finger trennt man so leicht nicht vom Körper ab wie einen alten Besatz vom Kleid! Ihr Männer seid wehleidig allesamt. Du hast noch nie ein Kind bekommen, Pantaleon.

Pantaleon: Willst Du mich wieder bange machen, auch heute noch, wo ich alle meine Energie zur Entscheidungsschlacht gesammelt habe wie ein Generalfeldmarschall, wo ich endlich losschlagen kann und will.

Sibille: Verschieb es doch auf morgen!

Pantaleon: Ja, morgen und immer wieder morgen! So geht es schon seit Monaten. — Nein, heute wird ein Ende gemacht mit meiner Unentschlossenheit und mit meinem Zeigefinger.

Sibille: Denk an die Schmerzen, die Du davon haben wirst!

Pantaleon: Meinst Du, die Franzosen würden daran denken! Ganz neue Kartätschen sollen sie erfunden haben: dreimal drehen sie sich einem erst im Leibe herum und zerreißen alles kurz und klein, ehe sie einen wieder verlassen. Neunzig Schüsse feuert jede Kanone ab in einer einzigen Minute, daß Dir die Ohren zerspringen beim bloßen Knall.

Sibille: Wart doch erst ab, bis man es in der Nähe hört!

Pantaleon: Ja, und bis die Schrapnells mir einen ganzen Arm oder den Kopf abreißen, mit dem ich für Euch sorge. Glaubst Du, die Franzosen würden so gescheit sein wie ich und mir genau den Zeigefinger abschießen und mich reell bedienen?

Sibille: Du hast recht, sie haben gar kein Interesse an Dir und an uns.

Pantaleon: Werden sie mich behutsam verbinden und pflegen, wie Du es tun wirst nach der Amputation? Massenweise würd' ich behandelt, wenn ich mit dem Leben davonkäm, und unsauber, mit Räudigen und Totkranken, bis ich am Wundfieber einginge und ins Massengrab spediert würde. Jetzt kann ich mir nur für einen Finger von mir hier ein eigenes Gräbchen aussuchen.

Sibille: Nein, das überleb' ich nicht, daß Du Dir selbst ein solches Leid antun willst.

Pantaleon: So! Aber daß ich nicht mehr wiederkehre aus dem Kriege, daß ich dann ganz und gar verschwunden sein werde wie mein Finger in einer Stunde für immer und ewig, das kannst Du, das willst Du überleben, Du herzloses Geschöpf.

Sibille: Nicht doch! Daran hab' ich noch gar nicht gedacht.

Pantaleon: Wer weiß! Vielleicht freust Du Dich gar darauf, hernach in den Armen eines andern und jüngern Mannes zu liegen und meinen lieben kleinen Waisenkindern einen neuen Vater zu schenken, der sie mißhandeln wird! Man kennt Euch Weiber!

Sibille: Nein! Das sollst Du nicht von mir denken dürfen, Pantaleon. Ich gehe mit Dir. Lieber will ich zusehen, wie Du Dir auch noch den Daumen abhackst, und meine Schürze aufhalten für Deinen Zeigefinger wie beim Pflaumenschütteln, eh' ich mir so etwas zutrauen lasse.

Pantaleon: So ist's recht. Daran spür' ich Deine Liebe wieder. Komm! Du mußt mir beistehen wie ein Kriegskamerad. Ich kann schlecht Blut sehen, mußt Du wissen, Sibilla.

Sibille: Ich helf' Dir dabei. Zu zweien wird alles leichter.

Pantaleon: Ja, wenn ich Dich in den Feldzug mitnehmen dürfte, könnt' ich es selbst mit den Zuaven wagen.

Sibille: Laß uns schnell gehen, ehe wir wieder den Mut verlieren, Mann.

Pantaleon: Ja! Und nachher, nach der Operation mein' ich, tragen wir den Finger hierher und beerdigen ihn zusammen, nicht wahr?

Sibille: Wozu die Förmlichkeit! Leg' ihn lieber in ein Mauseloch, wie ich meinen verlorenen Zahn! Er ist freilich auch nicht mehr nachgewachsen.

Pantaleon: Nein! Er soll ein christliches Begräbnis haben, mein armer Zeigefinger, damit er wieder zu mir kommen und mir anfliegen kann, wenn die Posaunen zum jüngsten Gericht ertönen. Ich will komplett erscheinen bei der letzten Ausmusterung und mit all meinen Gliedmaßen vor unserm Herrgott als ein ganzer Kerl, wie ich gelebt habe bis heute.

Sibille: Nun komm auch, Pantaleon, und mach mich nicht wieder weich mit Deiner Frömmigkeit.

Pantaleon: Nein! Jetzt geht's los, bei diesem schwarzen Loch, das der Himmel für mich in die Erde gemacht hat. Es ist ein allerhöchster Befehl. Siehst Du! Ich habe zum letztenmal mit meinem Zeigefinger ein Kreuz über mich geschlagen. Nun laß uns zusammen in die Schlacht ziehen!

Sibille ‹heulend›: Muß es denn wirklich sein!

Pantaleon: Vorwärts! Weißt Du kein Kriegslied, Sibilla, von der Schule her, das wir zweistimmig singen können? Das soll Courage machen, sagt man.

Sibille: Vielleicht: »Wer will unter die Soldaten«?

Pantaleon: Nein! Das nicht!

Sibille: Oder: »Ich hatt' einen Kameraden!«

Pantaleon: Ja! Das paßt ausgezeichnet. — Mut, Ihr Leute! Zur Attacke! Marsch!

‹Sie verschwinden singend selbander nach links. Am Gartentörchen tauchen auf Jettchen und Jodocus, dieser mit einer Stallaterne.›

Jettchen: Hörst Du, Alter! Nicht einmal des Nachts mehr hat man seine Ruhe vor den Schlachtgesängen. Es wird die höchste Zeit. Mach schnell!

Jodocus: Öh, Mutter! Laß uns doch erst zusehen, ob hier noch alles beim alten ist, öh!

Jettchen: Vor kaum einer Stunde haben wir das Loch gegraben, was soll sich viel daran verändert haben, Jodocus!

Jodocus: Öh, man muß sich genau vorsehen, Jettchen, eh' man der Erde so etwas Außergewöhnliches anvertraut. Öh!

Jettchen: Flausen! Kein Geldschrank ist sicherer als sie in diesen wüsten Zeiten. — Nun! Ist es nicht genau wie es war?

Jodocus (hat das Loch abgeleuchtet): Öh! Bis auf ein paar welke Blätter, die der Birnbaum hereingeworfen hat. Öh!

Jettchen: Siehst Du, der ist schlau, der versteckt auch sein Hab und Gut vor dem Winter, der ihm zusetzt wie uns der Krieg. Soll man sich von solch einem Ding, das nicht denken kann, beschämen lassen! Wozu hat man denn den Verstand, Alter, wenn man ihn nicht gebraucht!

Jodocus: Öh! Dreitausend Mark soll man hier zinslos in die Erde stecken, nennst Du das verständig! Öh!

Jettchen: Da sind sie wenigstens sicher wie in Abrahams Schoß. Dafür schreib' ich gern die paar Zinsen in den Schornstein.

Jodocus: Öh! Fast fünf Prozent zahlt unsere Stadtsparkasse. Öh!

Jettchen: So! Und wenn vorn die Franzosen sie beschießen und hinten die Russen sie in die Luft sprengen, was zahlt Dir dann unsere Sparkasse, öh? Und wenn die Kaffern sich an unserm Papiergeld die schwarzen Pfoten wärmen, und wenn die Kosaken uns die letzten Zähne ausreißen, um das Silber aus den Plomben zu holen, und wenn Berlin in Flammen steht, öh! wieviel Zinsen wirst Du dann kriegen für Dein verlorenes Kapital, verrat mir das doch!

Jodocus: Öh! Das sind doch bloße Schwarzsehereien, die Du da herredest, Mutter. Öh!

Jettchen: Laß mich nur beizeiten schwarz sehen, Alter, und vorsorgen! Du wartest mir sonst so lange, bis die Luftkreuzer der Franzosen Dir ein paar Platzpatronen auf die Glatze fallen lassen.

Jodocus: Öh! Du schmökerst zu viel Zeitungen, Jettchen, die Dir was vorlügen. Die Franzosen sind die friedfertigsten Leute der Welt, wenn man ihnen nichts schuldig bleibt. Ich war dreimal in Paris. Eine fidele Stadt, sag' ich Dir. Öh!

Jettchen: Und die Schlacht auf dem Birkenfeld und die Reiterei und die Truppenhaufen und die Geschützzüge, die man überall am Himmel in den Wolken gesehen hat, und die schlimmen Prophezeiungen, das soll alles nichts zu bedeuten haben?

Jodocus: Öh! Nimm Dich bloß in acht, Jettchen, daß Du nicht das zweite Gesicht bekommst! Öh!

Jettchen: Red, was Du willst! Ich laß mich nicht mehr irre machen. Ich glaub' an meine Vorahnungen. Im nächsten Frühjahr spätestens geht's los, das ist so sicher, wie Du nichts von der Wahrsagerei verstehst.

Jodocus: Öh! Nun, da holen wir wohl am besten die eiserne Kassette herbei mit den tausend Talern und vertrauen sie der Erde und dem Birnbaum an. Öh!

Jettchen: Ja! Grad der Birnbaum soll der beste Schatzhüter sein von allen Bäumen, das steht in dem dicken westfälischen Buch meiner Großmutter schon zu lesen.

Jodocus: Öh! Wenn er wenigstens zwei Prozent abwerfen würde statt seiner faulen Blätter. Der Gottfried sprach heute beim Abendbrot wieder vom Heiraten. Hast Du es nicht gehört?

Jettchen: Ja! Der Herr Sohn ist fast so leichtsinnig wie der Herr Vater. Mit dem Gewehr wird man ihn verheiraten. Dreitausend Patronen kriegt er als Mitgift statt seiner Sophie. Mit dem Feldwebel wird er die Flitterwochen verleben.

Jodocus: Er sollte besser noch etwas warten, Du hast recht. Der Krieg ist eine grausame Sache alles in allem. Öh!

Jettchen: Sehr richtig! Und wer jetzt heiratet, der ist ebenso wahnsinnig wie der, der jetzt Geld verleiht oder unsicher herumstehen läßt. Hier wird es gut deponiert sein, was wir dem Jungen einmal mitgeben wollen, wenn er lebendig und heil aus dem Kriege wiederkehrt.

Jodocus: Ich werd' schon für ihn beten, was ich beten kann. Öh!

Jettchen: Dann kratzen wir die Erde auf, dann wissen wir, wo das Geld wächst. Hernach wird er uns die Hände lecken vor Freude, samt seiner Sophie.

Jodocus: Und Du wirst großartig dastehen wie die Göttin der Weisheit. Öh!

Jettchen: Nun komm jetzt endlich mit und hilf mir die Eisenkiste hertragen! Sonst spuken wir noch mit Deinem ewigen »Öh!« bis Mitternacht hier herum!

Jodocus: Öh! Das verflixte Ding, da ist es wieder ausgegangen in der Grube. Sie scheint auch noch von Deiner Großmutter zu stammen, diese Stallaterne. Öh!

Jettchen: Der Mond macht Dir doch Licht genug am Himmel. Es ist drei Nächte vor Vollmond. Das hat seine gute Bedeutung. Man muß die Zeit abpassen, verstehst Du nicht.

Jodocus: Öh! Man weiß gar nicht mehr mit solch altmodischen Instrumenten umzugehen heutzutage.

Jettchen: Nun, vorwärts! Der Mann baselt noch bis zum Neumond weiter.

Jodocus: Wenn man bedenkt, daß ganze Zeitalter sich mit solch einer trauerklößigen bescheidenen Beleuchtung begnügt haben, könnte man allen Respekt vor der Menschheit verlieren. Öh!

(Er tapert mit der erloschenen Laterne seiner Frau nach durchs Gartentor.)

(Gottfried kommt mit Sophie von rechts.)

Gottfried: Nun, wein' nicht mehr, Sophie! Das hat keinen Zweck. Das Kind ist nun einmal da.

Sophie: Nein, Gottfried! Doch noch nicht, Gott sei Dank!

Gottfried: Nun, dann in sieben Monaten oder gar in fünf! Man hat schon von Frühgeburten sprechen hören.

Sophie: Nein, Gottfried! Das wird uns unser Kind nicht antun, das versprech' ich Dir!

Gottfried: Es wird dich doch nicht darnach fragen, dazu ist es doch noch viel zu vernünftig. Es ist nicht so dumm wie wir, daß es vorher nach allem und jedem hübsch bei seinen Eltern anfragt.

Sophie (weinerlich): Siehst Du, nun wirst Du gleich häßlich zu mir, das hab' ich mir gedacht. Die Liebe ist aus.

Gottfried: Aber, liebe Sophie, Schätzchen, Schäfchen! Wir werden uns doch nicht über unser ungeborenes Kind verzanken. Man muß doch nur den kommenden Ereignissen kühn und fest ins Auge sehen, wie jetzt immer in der Zeitung steht.

Sophie (weint): Ich geh' ins Wasser, Gottfried, eh' ich die Schande überlebe!

Gottfried: Fassung, liebes Kind! Das können wir ja noch immer machen. Es fragt sich, ob uns nicht noch ein anderer Ausweg einfällt.

Sophie: Mir nicht mehr. Ich hab' alles schon tausendmal hin und her überlegt.

Gottfried: Verflucht! Da kann man mich alle Tage jetzt einziehen. Mit ganzen Armeen soll man es aufnehmen, die bis an die Zähne

bewaffnet sind, und mit drei Völkern womöglich, und hat nicht einmal den Mut, sich vor der friedlichen Welt und Landsmannschaft als baldiger Vater zu bekennen.

Sophie: Das sollst Du auch nicht. Das würde Deiner Karriere schaden.

Gottfried: Ach Unsinn! Als ob das ein Verbrechen wäre, wenn man siebenundzwanzig Jahre alt geworden ist und sieben Jahre lang züchtig miteinander verlobt gewesen ist wie wir beide.

Sophie: Ich hab' an allem Schuld. Ich bin zu schwach gegen Dich gewesen, Gottfried.

Gottfried: Du hättest ja ein Stein sein müssen, wenn Du noch länger hart geblieben wärst. — Hätt' ich nur tausend Taler in der Hand, so wär' alles gut, so kauften wir uns ein Bett und ein paar Möbel und fingen vor allen Leuten das Heiraten an.

Sophie: Tausend Taler, woher solltest Du die wohl bekommen. Es gibt doch keine Wunder mehr.

Gottfried: Die verdammten Alten, ich krieg geradezu eine Wut gegen sie, wenn sie's noch länger so treiben. Nicht einen Pfennig rücken sie heraus. »Nach dem Krieg!« heißt es immer. Ja, Prost Mahlzeit! Als ob das Kind danach fragen würde, das liest ja noch keine Zeitungen, das kümmert sich noch den Teufel um unsere blödsinnige Politik.

Sophie: Vielleicht, daß Du Deiner Mutter alles eingeständest und sie ins Vertrauen zögest!

Gottfried: Das wär' grad die richtige! Du brauchst nicht einmal das Wörtchen »Geld« auszusprechen, wenn Du nur »G« sagst, zieht sie ein Gesicht, als hätt' sie in eine scharfe Essiggurke gebissen. Nein, eher borg' ich den Birnbaum hier an. ⟨Er fällt vor Erregung in die Grube vor ihm.⟩

Sophie: Um Himmels willen, Gottfried! Was machst Du denn da?

Gottfried: Kreuzdonnerwetter noch einmal! Verschanzungen soll man nächstens aufwerfen und Pallisaden und in Laufgräben schlafen wie im Nachthemd, und da bricht man sich in einem Kaninchenloch fast seine Beine.

Sophie: Laß uns heimgehen! Was für einen Schreck hab ich bekommen! Denk Dir, wenn Dich so der Krieg mit einem Male verschlänge vor meinen Augen!

Gottfried: Der Teufel weiß, woher dies Loch hier in die Erde gekommen ist! Es war doch sonst hier immer so glatt wie im Bett. —

Mußt nicht erschrocken und traurig sein, Schätzchen, hier, wo wir den ganzen Sommer lang glücklich waren.

Sophie: Nein! Laß mich, Gottfried! Beschwätz mich nicht mehr! Es ist auch jetzt nicht mehr geheuer hier. — Siehst Du, da schwirrt schon ein Irrlicht im Garten hin und her!

Gottfried: Wahrhaftig! Aber auf zwei Beinen, scheint mir. Es ist mein Alter. Es war mir jetzt eben schon, als hätt' ich ihn blöken hören, ⟨herzlich⟩ das liebe gute Schaf!

Sophie: Schnell weg mit uns, Gottfried!

Gottfried: Was mag er nur hier wollen um diese Stunde? Er wird doch nicht mondsüchtig geworden sein auf seine alten Tage oder gar verliebt, der Großpapa!

Sophie: Ob unser Kind auch einmal so respektlos von uns sprechen wird wie Du von ihm?

Gottfried: Das will ich hoffen von Dir, Sophie, daß Du mir keinen Duckmäuser in die Welt setzt. — Komm! Wir wollen einmal hinter der Mauer dort zuhören, was er noch mit der Nacht und dem Mond zu tun hat, der leichtsinnige Mummelgreis.

⟨Sie verstecken sich rechts hinter die Mauer. — Jodocus kommt durch das Gartentörchen mit seiner Laterne. Nach hinten sprechend.⟩

Jodocus: Öh! Warte doch! Erst stell' ich die verfluchtige erbärmliche Stallaterne hier auf das Mäuerchen, damit sie mir leuchtet. — So! Ganz vorsichtig! Zweimal hat sie indes schon wieder den Geist aufgegeben gehabt, das altersschwache Möbel. Nicht einmal zum Landsturm letzten Aufgebots werden sie die noch gebrauchen können. Öh!

Jettchen ⟨kommt aus dem Garten herzu⟩: Nun mach doch endlich, Alter, daß wir zu Rande kommen mit der Sache. Der Mond steht grade schön über uns, wie es vorgeschrieben ist.

Jodocus: Öh! Ich komm' mir fast wie ein Totengräber vor bei meinen weißen ehrlichen Haaren. Wo hast Du denn die Kiste? Öh!

Jettchen: Hier! Nimm sie an! Bis zum Törchen hab' ich sie ja auch fast allein schleppen müssen.

Jodocus: Öh! Erst einmal die Hände schmieren! ⟨Er spuckt in sie hinein⟩: Mir hat die neunmal verwünschte vorsündflutliche Laterne grade genug zu schaffen gemacht. Öh! ⟨Er trägt mit ihr die Kiste zum Loch.⟩

Jettchen: Geh Du nur nicht aus dem Haus, wenn sie Krieg machen,

Jodocus! Du könntest ganze Regimenter von uns anstecken mit Deiner Schlafmützigkeit.

Jodocus: Öh! Nun sollen wir also wirklich bare dreitausend Mark in die Grube legen, von denen kein Wurm was hat! Öh!

Jettchen ⟨tut es statt seiner⟩: Vorwärts! Und nun schnell wieder Erde drauf! Du fragst noch den lieben Gott, warum er die Welt gemacht hat! Meinst Du, ich hätte umsonst mein Leben lang jeden Groschen dreimal und jeden Taler dreißigmal umgedreht, den ich ausgeben mußte ⟨Sie macht das Loch wieder zu.⟩

Jodocus ⟨etwas dabei helfend⟩: Öh! Siehst Du, was hab' ich gesagt. Da ist das vermaledeite Aas von Laterne doch wieder ausgegangen Sie war die ganze Zeit nur in den letzten Zügen wie wir demnächst, Mutter. Öh!

Jettchen ⟨immer bei der Arbeit⟩: Nun wär's bald fertig. Es wird aber auch Zeit damit. Ich hörte vorhin ein paar Spaziergänger hier herumtrappeln. Sicher so ein nichtsnutziges Gesindel, das noch an Liebeleien denkt bei diesen ernsten Zeiten!

Jodocus: Öh! Man soll nicht neidisch werden im Alter, Jettchen.

⟨Man hört Käuzchen schreien.⟩

Jettchen: Ach, die Käuzchen! Daß die uns noch in das Werk hereinschreien müssen, daran bist Du wieder schuld mit Deiner leidigen Langsamkeit. Rühr jetzt hier nichts mehr an, sag' ich Dir. Das bringt Unglück.

Jodocus: Öh! Es ist ja auch alles in schönster Ordnung. Komm! Es wird mir unheimlich hier. Dreimal ist es mir schon über den Rücken gelaufen. Wir gehören längst ins Bett, Mutter. Ja, wenn's vierzig Jahre früher wär' an der Zeit! Öh!

Jettchen ⟨murmelt über der Stelle⟩: Neun, acht, sieben — vergraben verblieben! Sechs, fünf, vier — niemand such dich hier! — Drei, zwei, eins — finden soll dich keins!

Jodocus: Öh! Was plapperst Du denn da noch wie eine Hexe! Daß Du mir noch den Verstand vergräbst mit Deinen Zaubersprüchen! Wie eine Nachteule kommst Du mir vor unter Deinem Kopftuch. Laß uns schlafen gehen wie die Stallaterne hier! Öh!

Jettchen: Ja, komm, Alter, schnell! Und nicht mehr sich zurückdrehen nach der Stelle! Das ist verboten.

Jodocus: Öh! Am liebsten kratzt' ich gleich die Kiste wieder heraus. Ich meine fast, es wäre eine Sünde getan, Geld unter die Erde zu bringen. Als wenn man etwas Lebendiges begraben hätte! Denn Geld ist doch nun einmal das allerlebendigste auf der Welt, übereinkunftsgemäß. Öh! ⟨Hinter ihr drein durch das Gartentörchen, Gottfried springt unterdrückt jauchzend heran von rechts, er macht sich gleich ans Graben, Sophie etwas hinter ihm drein.⟩

Gottfried: Nun: Kann ich nicht alte Tranlampen auspusten? Kann ich nicht Käuzchen nachmachen, daß es Unteroffiziere schaudern würde? Kann ich nicht eine Schaufel stiebitzen, die der gute Greis am Mäuerchen stehen gelassen hat vor lauter tiefen Gedanken? Öh! — ⟨Drauflosgrabend.⟩ Und ich sollte nicht heiraten können, das leichteste, was es gibt, wenn man einmal so weit dabei vorgeschritten ist wie wir.

Sophie: O Gott, Gottfried! Was wagst Du da?

Gottfried ⟨immer arbeitend⟩: Dreitausend Mark, ausgerechnet! Als ob wir es untereinander verabredet hätten!

Sophie: Du willst sie ihnen wegnehmen, Du willst sie aus der Erde hervorholen?

Gottfried: Ein Geldschrank wär' hartherziger und schwieriger, sag' ich Dir! So! — ⟨Er holt die Kiste hervor.⟩ Schade, daß wir den alten Birnbaum nicht zu unsrer Hochzeit einladen können, er hätte den besten Ehrenplatz verdient.

Sophie: Freu Dich nicht zu früh! Sie werden doch gleich fragen und forschen, woher wir an das viele Geld gekommen sind.

Gottfried: Siehst Du, nun rentiert es sich wieder, daß Du keine Eltern mehr hast! Kannst Du nicht statt dessen eine Tante in Alaska oder einen Großonkel in Uruguay haben zur Ergänzung, meine ich?

Sophie: Ich versteh' Dich nicht. Ich hab' doch nur meine alte Tante hier, bei der ich wohne.

Gottfried: Laß mich nur machen! Ich werde Deine Verwandtschaft schon vergrößern und Dir einen unbekannten Wohltäter erfinden, wie ihn sich kein armes Ladenmädchen schöner träumen könnte. Ich werde ihnen allen so viel vorlügen wie ein Kriegsberichterstatter, eh' ich nur mit einem Pfennig wieder herausrücke.

Man hört Pantaleon ⟨von links her greulich durch die Nacht heulen und stöhnen⟩: Uhuhu! Hu! Huh! Huuh!

Sophie: Hilf Jesus! Wer heult denn da so furchtbar? Als ob es aus der Erde hervorkäme und Dich anklagen wollte!

Gottfried: Das ist Schulschwindel, Sophie, an den kein Erwachsener mehr glaubt. Jetzt hat man die Detektiv-Bureaus dafür erfunden. — Hier! Da habt ihr das einzige Indizium zurück! ⟨Er wirft die Schaufel über das Mäuerchen in den Garten.⟩ Den Mann möcht ich sehen, der mich jetzt entlarven könnte. Komm schnell, Sophie! Hilf mir doch wenigstens etwas mittragen an Deiner Aussteuer!

Sophie ⟨tuts⟩.

⟨Die beiden verschwinden mit der Kiste nach rechts. Von links her naht Pantaleon mit Sibilla⟩.

Pantaleon: Es ist geschehen, das Gräuliche ist geschehen. Huh!

Sibille ⟨schluchzend⟩. Nein, so etwas könnt' ich nicht alle Tage miterleben!

Pantaleon: Reich mir den Finger her, Sibilla! Wir stehen an seinem Grabe.

Sibille: Da! Nimm ihn nur. Mir ist schon ganz fröstlig geworden von ihm, Pantaleon.

Pantaleon: Mein Gott, wer hätte das gedacht, daß wir einmal einen Finger von mir so herumreichen würden wie eine Schüssel kalten Fleisches.

Sibille: Das überständ' ich nicht zum zweiten Male!

Pantaleon: Und so etwas muß mir passieren, Frau, mir, der ich mich nie in die zahmste Schlägerei gemischt habe, der ich gleich weggegangen bin, wenn einer in der Wirtschaft nur mit der Faust auf den Tisch schlug.

Sibille: Wie Du das Hackmesser in die Höhe hobst, und wie Du es fallen ließt mit einem Zuck, und Dir den eigenen Finger wie Rübstiel abschnittest, das war zu großartig für mich, das hat mich bald schwindlig gemacht vor Ergriffenheit.

Pantaleon: Du hast auch tapfer Deinen Mann gestanden, Sibille, und mich gut verbunden, als ob Du's studiert hättest.

Sibille: Mach jetzt nur, daß der Finger unter die Erde kommt und wir endlich zur Ruhe, Pantaleon!

Pantaleon: Lieber Gott, Du weißt, ich bin unschuldig wie ein Säugling an dieser Tat. Nur der Racker von Staat hat mich zu der

Sünde gezwungen. — Ruhe sanft, mein armer Zeigefinger, in dem irdischen Etui ⟨er wirft ihn leise in die Gruft⟩, das dir von unsichtbaren Geistern hier bereitet worden ist, bis wir uns wiederfinden.

Sibille: Hör' auf, so schön zu predigen, Pantaleon! Du reißt mir das Herz damit wie Deinen Finger aus dem Leibe.

Pantaleon ⟨er verscharrt den Finger⟩: Wie wild zerkratzt sieht es hier eigentlich aus! Als ob sich Himmel und Hölle indes schon um dies verscharrte Stück von mir gestritten hätten! Sieh, da liegt ja auch ein Schlüssel auf der Erde! Ob Sankt Peter ihn mir zum Zeichen seiner Gnade heruntergeworfen hat?

Sibille: Er sieht freilich mehr einem landläufigen Hausschlüssel ähnlich.

Pantaleon: Einerlei! Solche Zeichen soll man beachten und bewahren. ⟨Er steckt ihn in seine linke Tasche.⟩ Ich glaube an keinen Zufall. Alles hat seine tiefere Beziehung.

Sibille: Komm weg von diesem wüsten Platz! Zu Hause haben wir fünf Kinder zum Trost für dies eine verlorene Glied von Dir.

Pantaleon: Ja, Sibille, ich hab' ihnen ihren Vater erhalten, soweit es ging!

Sibille: Komm jetzt mit zu ihnen, Mann! Ich will Dir daheim noch ein paar warme Umschläge machen.

Pantaleon: Ja, tu das! Es darf ums Himmels willen keine Kälte an den früheren Finger kommen!

Sibille: Gib mir den Arm! Stütz Dich nur auf mich!

Pantaleon: Huh! Wie das beißt! Hab' ich mich nicht tapfer gehalten und lautlos, daß die Nachbarschaft nichts merken sollte, Frau?

Sibille: Wie ein Held hast Du Dich benommen!

Pantaleon: Was meinst Du, ob ich es hier draußen einmal wagen könnte, laut aufzuschreien vor Schmerzen? Ich ertrag' es kaum mehr still.

Sibille: Aber selbstverständlich! Wer kann Dich hier hören außer der Nacht!

Pantaleon: So halte Dir die Ohren zu, Sibille!

Sibille: Nur zu!

Pantaleon ⟨schreit mörderlich⟩: Uah! Uah!

Sibille: So ist's recht! Erleichtere Du Dich nur, Pantaleon!

Pantaleon ⟨im Abgehen⟩: Uah! Uah!

⟨Sie verschwinden beide wieder nach links, von dem Garten durch das Törchen kommt Jodocus, hinter ihm drein höchst aufgeregt Jettchen.⟩

Jettchen: Was willst Du denn noch hier, Alter? Du wirst uns ja das ganze Werk wieder zuschanden machen. Hör' nur, wie gräßlich die Seelen der bald Erschlagenen schon durch die Lüfte schreien und wehklagen! Es sind die apokalyptischen Reiter.

Jodocus: Öh! Du willst mich doch nicht mit dem Gebrüll irgendeines Besoffenen ängstlich machen, Jettchen!

Jettchen: Riechst Du denn nichts von Leichen in der Luft? Die Erde dünstet schon nach ihnen.

Jodocus: Es riecht hier allerdings ganz eigentümlich stark nach Karbol und Desinfektion. Öh!

Jettchen: Siehst Du, selbst Du fängst schon an, ihn vorzumerken, den Völkerkrieg! Ich höre schon Trommelwirbel und Pferdewiehern.

Jodocus: Ohrensausen, Alte, nichts weiter! Öh! — Was hab' ich gesagt: Es ist schon jemand hier gewesen in der kurzen Zeit! Unser Geld wird beim Teufel sein wie die Zinsen. Öh!

Jettchen: Kratz doch nicht mehr an dem Platz dort herum! Du scheuchst noch den Bann fort, der den Schatz festhält. Du kannst ja auch nicht alle Viertelstunden zu Deiner Sparkasse laufen und sehen, ob Dein Geld noch da ist.

Jodocus: Öh! Da ist ja ein Stück Zeitungspapier unter die Erde gekommen. Öh!

Jettchen: Das hat was auf sich, Alter. Es sind vielleicht schon die ersten Kriegsdepeschen.

Jodocus: Mich soll's wundern, ob endlich einmal etwas Vernünftiges darin steht. Öh!

Jettchen: Was stierst Du denn so dämlich vor Dich hin, Alter? Was ist denn eingewickelt in dem Papier?

Jodocus: Öh! Was sagst Du dazu: Ein Finger, wahrhaftig, ein abgeschnittener Menschenfinger.

Jettchen ⟨ganz entsetzt⟩: Jesus Maria! Die Weissagungen gehen in Erfüllung: Mit Toten soll der Boden gedünget werden und die Erde wird wimmeln von zerstückelten Gliedmaßen. Hilf Gott! Hilf Gott! ⟨Sie stürzt außer sich durchs Törchen ab ins Haus.⟩

Jodocus: Öh! Warte doch! Das ist allerdings eine gruselige Be-

gebenheit, die muß ich mir auch erst bei richtigem Lichte betrachten, nicht nur bei der altertümlichen, geisterhaften Mondstallaternenbeleuchtung da oben! Öh!

(Er humpelt ihr nach mit dem corpus delicti.)

(Man hört Gottfried schon erregt mit Sophie reden, nun kommt er rechts hinter der Mauer mit ihr hervor.)

Gottfried: Ich Schafskopf! Ich Kamel! Verlier' ich da den Hausschlüssel! Ich Rindvieh! ich könnte mich ohrfeigen! Ich Ochs! Ich Esel! Weißt Du nicht noch ein paar andere Tiertitel für mich, Sophie?

Sophie: Schimpf doch nicht so, Gottfried!

Gottfried (auf dem Boden herumsuchend): Es ist nur gut, daß unser Kind das noch nicht miterlebt. Es müßte ja von vornherein jede Achtung vor einem solchen Dromedar von Vater verlieren.

Sophie: Es liegt vielleicht ein höherer Wille darin, daß wir dies Geld nicht behalten sollen. Unrecht Gut gedeihet nicht.

Gottfried: Ach was! Alles wäre vortrefflich gegangen mit diesem tückischen Schlüssel! Nun aber werden sie gleich Verdacht schnüffeln, wenn ich sie so spät wachklingle, die Alte besonders mit ihrem Riecher.

Sophie: Wir hätten nicht unter die Diebe gehen sollen, Gottfried.

Gottfried: Alles Elend kommt wieder daher, daß man noch nicht bei sich selber wohnt in unsern Jahren.

Sophie: Laß uns die Kiste zurückholen und still wieder hier eingraben. Der Himmel will es so.

Gottfried: Der Teufel soll den Himmel holen, wenn uns nichts anderes mehr übrig bleibt! — Komm! Laß uns wenigstens vorher noch zum siebenzigsten Male den Weg absuchen nach dem hundsgemeinen Schlüssel, nach dem niederträchtigsten, dem hinterlistigsten, dem blödsinnigsten aller Schlüssel!

(Er geht suchend wieder mit ihr ab nach rechts. — Nach einer Weile kommen Pantaleon und Sibille von links.)

Pantaleon: Endlich sind sie weggegangen, diese lästigen Nachtbummler! Was mögen sie hier nur zu suchen haben?

Sibille (ein Zeitungsblatt in der Hand): Konnte sie nicht eine Stunde früher eintreffen, hier, die Friedensnachricht, Pantaleon? Wie ein Hohn hat es mich jetzt angefletscht, dies lang ersehnte Extrablatt, das sie an unser Haus geklebt!

Pantaleon: Wir gehen von Prüfung zu Prüfung bis ans Ende. Wer weiß, wofür mein armer Zeigefinger hat büßen müssen? Aber jetzt kramen wir ihn wieder hervor, legen ihn in Kochsalz, und morgen früh flicken ihn mir die Ärzte wieder an.

Sibille: Wenn das nur noch angehen wird!

Pantaleon: Ach, die machen heutzutage noch ganz andere Kunststückchen in Friedenszeiten! Die Nase hobeln sie Dir zurecht, wie Du sie haben willst. Wolfsrachen und Schielaugen reparieren sie. Die Gedärme putzen sie Dir aus wie ehemals einen Flintenlauf. Was Du nicht leiden kannst an Dir, das stechen oder meißeln sie Dir ab, als ob's Butter wäre. Und was Du nicht hast oder was Dir abhanden gekommen ist, das setzen sie Dir im Nu wieder an aus Hühnerfleisch oder Hundeknochen. Und wenn du ihnen vollends das Glied selber wieder bringst ⟨er macht sich ans Kratzen⟩, das Du verloren hattest, dann blasen sie nur in die Hände, und alles ist neu zusammengelötet.

Sibille ⟨hatte nach rechts ausgespäht⟩: Wenn wir nur nicht überrascht werden diesmal! Mir ist ganz flau und bang zu Mute über all der Aufregung. — Nach dorthin scheint die Luft ja jetzt rein zu sein. ⟨Nach links gehend.⟩ Aber hier will ich aufpassen, daß nicht zu guter Letzt noch etwas dazwischen kommt.

Pantaleon ⟨bei seiner Arbeit⟩. Weiß der Kuckuck, wo das Ding hingeraten ist? ⟨Erschrocken.⟩ Er wird doch nicht etwa in die Hölle gesunken sein, mein armer Zeigefinger!

Sibille: Nein. So schnell geht das nicht. — Am besten hol' ich fix unsere Kohlenschüppe herbei. Du wirst kaum allein fertig werden mit der einen Hand und dem bloßen Suppenlöffel!

Pantaleon: Ja, tu das nur gleich, Sibille! ⟨Sie eilt nach links weg.⟩ Das Ding muß sich doch wiederfinden. ⟨Er kratzt und gräbt emsig weiter ganz in seine Arbeit versunken. — Da kommen Gottfried und Sophie zurück von rechts, die Kiste zwischen sich tragend.⟩

Gottfried: Du hast recht, Sophie! Ich darf Dich jetzt nicht mehr überanstrengen und bis zum Morgenrot wachhalten. Wir müssen unsern Fund ohne Belohnung zurückerstatten. Dieser Satan von einem Schlüssel!

Pantaleon ⟨mit dem Rücken zu ihnen schuftend⟩: Vielleicht kommt er hervor, wenn ich ihm pfeife wie einem Hündchen, das sich verlaufen hat! ⟨Er pfeift nach dem Finger.⟩

Gottfried ⟨leise, hastig⟩: Was ist denn das? Da gräbt ja schon einer herum!

Sophie: Um Gottes willen! Wie schrecklich! Es wird doch nicht Dein Doppelgänger sein. Er pfeift ganz wie Du, Gottfried.

Gottfried: Warte nur! Ich werd' ihn spuken lehren. — Versteck Dich indes hier hinter der Mauer mit unserer Kiste, Sophie! Am Ende weiß der Geist Bescheid von dem Schlüssel, und das Geld bleibt unser. ⟨Sophie verschwindet nach rechts.⟩ ⟨Er besieht ihn von weitem.⟩ Ein unheimlicher Kerl! ⟨Schnuppert.⟩ Riecht wie eine Typhusbaracke. Wenn es ein Nachtwandler wäre? Wie ruft man ihn am besten an? ⟨Er schreit⟩: Uhu! Was treiben Sie da? Uhu!

Pantaleon ⟨ist erschrocken in die Höhe gefahren⟩: Ha! Ein Militärspion! — Ruhig Blut, Pantaleon!

⟨Sie gehen aufeinander los.⟩

Gottfried: Haben Sie — —

Pantaleon: Haben Sie — —

Gottfried: Vielleicht — —

Pantaleon: Vielleicht — —

Gottfried: Einen — —

Pantaleon: Einen — —

Gottfried: Schlüssel — —?

Pantaleon: Finger gefunden?

Gottfried: Was? Sie sind wohl verrückt! Sie sind, scheint's aus dem ⟨etwas ängstlich⟩ Irrenhause entsprungen über Nacht? ⟨Er weicht zurück.⟩

Pantaleon ⟨mutiger werdend⟩. Weichen Sie nicht aus! Wo haben Sie den Finger? Geben Sie ihn heraus! Es ist lediglich ein Unglück gewesen. Noch stehen wir nicht unter den Kriegsgesetzen.

Gottfried: Man wird Sie festnehmen. Sie sind ja gemeingefährlich.

Pantaleon: Ich bin ein ehrsamer Drogist und Kolonialwarenhändler en détail.

Gottfried: Detaillieren Sie sich, wie Sie wollen! Ich kaufe nichts. Ich mag nichts mit Ihnen zu tun haben. — Aber den Nachtwächter werd' ich auf Sie aufmerksam machen.

Pantaleon: Der Mann tut mir nichts. Für den liefere ich. — Meinen Finger her, wenn ich bitten darf!

Gottfried: Hinter Schloß und Riegel wird man Sie bringen.

Gehört ein anständiger Bürger in Ihren gesetzten Jahren noch um diese Stunde auf die Straße?

Pantaleon: Meinen Finger her, seien Sie so freundlich!

Gottfried: Sich so zu betrinken in ihrem Alter, daß man seinen Finger und Verstand verliert, pfui, schämen Sie sich vor mir!

Pantaleon: Sie brauchen mich keine mores zu lehren, Sie Grünschnabel! — Da! — Schaffen Sie sich erst einen eigenen Hausschlüssel an.

Gottfried: Wo haben Sie ihn? Heraus mit ihm!

Pantaleon: Erst den Finger her! Zug um Zug! Ich bin ein rechtschaffener Kaufmann und Mitglied der Mittelstandsvereinigung.

Gottfried: Ein Tollhäusler sind Sie.

Pantaleon: Und Sie ein Dieb!

Gottfried: Ich werde Sie anzeigen.

Pantaleon: Und ich Sie verklagen.

Gottfried: Mich auszusperren, das sollen Sie büßen!

Pantaleon: Unbescholtenen Leuten die Gliedmaßen zu stehlen, das wird Ihnen heimgezahlt.

Gottfried: Sie alter Narr!

Pantaleon: Sie Lausejunge!

(Sophie kommt von rechts herzu, die Kiste unter dem Arm.)

Sophie: Um Gottes willen, Gottfried! Laß Dich doch nicht länger mit solch einem Wahnsinnigen ein! Denk nur, wenn er tobsüchtig würde!

Pantaleon: Aha! Seine Komplize und Spießgesellin! Und schon die Bundeslade unter dem Arm, den Raub einzusammeln! Leichendiebe, was! Schatzgräber! Kirchhofschänder! — Da!

Sibille (kommt von links herzu, mit einer Kohlenschaufel): Pantaleon! Mann! Was gibt es denn hier? Wer hat mit Dir Streit angefangen?

Gottfried: Aha! Sie hat Schmiere gestanden. Da sieht man's, die Kohlenschaufel in der Hand. Einbrechervolk! Nachtarbeiter! Apachen! Meinen Schlüssel her! Es soll wohl ein Dietrich daraus gemacht werden.

(Jodocus kommt durch das Gartentörchen, hinter ihm drein Jettchen.)

Jodocus: Öh! Was soll denn der Radau hier bedeuten? Wissen Sie nicht, daß der Friede gesichert ist? Es steht doch schon an allen Ecken angeschlagen. Jetzt gibt's wieder nächtliche Ruhestörung und alle die andern schönen friedlichen Verbote. Öh!

Pantaleon: Entschuldigen Sie, aber mir ist mein Zeigefinger im Dunkeln abhanden gekommen!

Jodocus ‹gibt ihn ihm›: Sollte hier dieser vielleicht passen? Öh!

Pantaleon: Er ist's! Schönen Dank! Und noch unversehrt. Wir haben ihn wieder, Sibille.

Sibille: Gib ihn mir zu tragen! Du verlierst ihn sonst nochmals in Deiner Zerstreutheit.

Jettchen: Steht da nicht auch der Herr Sohn samt seinem Fräulein Braut? Eine hübsche Zeit für keusche junge Leute, das muß ich sagen.

Jodocus: Du brauchst doch nicht für sie rot zu werden, Mutter. Öh!

Pantaleon: Ich muß Sie um Verzeihung bitten, junger Herr! Ich bin der friedsamste Mensch, wenn mir kein Finger gekrümmt wird. Sie sehen selbst, es war ein Mißverständnis. — Hier! Nehmen Sie Ihren Schlüssel!

Gottfried ‹nimmt ihn›: Daß Sie der Teufel röste, Sie Langfinger! Warum haben Sie mich so lange hingehalten! —

Pantaleon: Ich bin ein Diplomat

Gottfried: Geh, Sophie! Gib ihnen ihre Tausend Taler wieder! Sie merkten es jetzt doch. ‹Sophie übergibt den Alten die Kiste.›

Jettchen: Heilige Dreifaltigkeit! Die Erde hat sich geöffnet. Die neun Reifen sind gesprungen.

Jodocus: Öh! Da ist sie ja wieder da, die verwünschte Eisenkiste! Nehmt sie zurück und meinen Segen dazu! Sie hätten uns ja doch keine Zinsen getragen, Jettchen.

Jettchen: Du hattest den Bann gebrochen, Du Tölpel!

Jodocus: Und heiratet von ihr, sobald Ihr wollt! Jetzt fängt ja der Friede wieder an, und die gute alte Zeit geht weiter: — — Öh!

Pantaleon: Mit Geldverdienen!

Sibille: Mit Haushaltführen!

Jettchen: Mit Zeitunglesen!

Gottfried: Mit Polterabend!

Sophie: Mit Hochzeithalten!

Jodocus: Und mit Kindtaufen! Öh! ‹Allgemeine Wonne.›

‹Der Vorhang fällt freudig bewegt.›

ENDE.

Herbert Eulenberg.

PROLOG

I

ES kommt nicht darauf an, geistreich zu sein, es kommt darauf an, zu helfen.

Wem aber zu helfen? Möglicherweise denen gerade, denen mit Geist geholfen ist. Denn wie? Sollte sich in der Tat durch handgreiflicheres Leid simplerer Naturen unser Mit-Leid auch nur halb so heftig gestachelt fühlen wie durch das mehr ungreifbare, spirituelle, verzwickte höher organisierter? Werden Qualen, die imponderabel sind, nicht in alter, ja neuer, nämlich durch Bewußtheit gesteigerter Stärke leben, längst nachdem es vielleicht gelang, die handgreiflichen zu beseitigen? Liegen die geistigen nicht tief in der unabänderlichen Vernunftstruktur des Menschen verankert, während diese wägbaren immer bloß auf zufälligen Übelständen beruhn?

Allerdings schafft niemand aus Mitleid. Um anderer willen niemand. Jeder nur deshalb, weil einiges in ihm nach außen drängt und weil .. zwar nicht Schaffen so schön ist, aber Geschaffenhaben ‹und vielleicht doch die letzte Phase des Schaffens schon: dieser, nachdem das Moralische sichergestellt ist, fiebernde Feldzug der τεχνή, wann ins Bewußtsein simultan hundert Möglichkeiten springen und man eilig, unfehlbar die eine herausgreift: diese rasende Intensität des letzten Zusammendrängens, eines letzten Knetens, Knechtens, Klärens, äußerste Anspannung aller Muskeln des artistischen Intellekts, harte Orgie der Symphonisierung.›

Dennoch: man schüfe, zumal wessen produktiven Furor Nachdenken bändigt ‹wo nicht lähmt›, .. man schüfe weniger oder garnichts, gedächte man halben Träumens keiner Brüder, denen man schenkt, so man tönet. Brüder im Leid, Brüder der Artung, deren drei, vier das Auge sah, .. deren indes eine reichere Zahl man hin über den

Weltkreis gestreut ahnt, und die man liebt wie sich selbst. ‹In Verzagens-Augenblicken dankbarer noch, denn man fühlt dann ihr Dasein als die Rechtfertigung des eignen.› Wer schafft, ohne zu lügen, verherrlicht seine Art. Noch wenn er seine Sehnsucht gestaltet ‹als welche seiner Art in Entscheidendem entgegengesetzt ist›, verherrlicht er seine Art.

II

Dieses Buches Verfasser ist unwichtig, wichtig die Spezies, davon er ein reines Beispiel ist, wichtig der Typus, den zu vertreten er . . minder das Glück hat als die Ehre. Dieses Buch wird ‹aus Gründen, die es angibt› keine neue Religion atemgroß in den Kosmos jauchzen, aber enthüllen wird es das Funktionieren einer Psyche bestimmten Baus, die oberen Sphären des Erlebens einer heutigen Einzelperson von bestimmtem Schlage.

Was für eines Baus? Von welchem Schlage? — Oh, in meiner Absicht liegt es nicht, psychologisierenden Rezensenten ihren Hauptspaß, die Verformelung meines Ens, durch Vorwegnahme zu verderben, auch fehlte mir dazu die gehörige Bescheidenheit, . . sintemalen ich, mit Wilde vermutend: »nur die Seichten kennen sich gründlich«, mir anmaße, mich keineswegs zu kennen. Außerdem wären zwei Bände wohl überflüssig, ließe das Spezifische ihres Urhebers sich auf eine Formel ziehen, und viertens ist ein anständiger, ein stellungnehmender, persönlicher, bekennerischer Litterator, will sagen: einer, der nicht »objektiv«, sondern exhibitiv schreibt, dem Vorwurf der »Selbstbespieglung« ohnehin genugsam ausgesetzt. ‹Eine besondere Gruppe freilich, die Instinkte durch Seminargewohnheiten zerrüttet, rügt gerade den Mangel präzis-analytischer Einsicht in sich selber . . und stellt damit alle guten Wertverhältnisse auf den Kopf. Der typische Erkenntnismann und Methodologe wird ja nie zum Wirken gelangen, andauernd dedu-ziert er sich. Ach, daß der Scharfsinn endlich seine Torheit begriffe! Wichtiger als das Leben zu analysieren, ist: es zu leben. Wichtiger als in sich den und den zu erkennen: der und der zu sein.›

III

Möglich, daß dies Buch von Fehlern wimmelt; anständig, ich meine exhibitiv, ist es gewiß. Jeder Satz kommt von Herzen. Ein Irrtum nämlich, zu glauben, gesammelte Gedichte, die ein empfindungsseliger Künstler ediert, müßten unter allen Umständen etwas Erlebnishafteres, Herzlicheres, Innerlicheres sein oder etwas »Ursprünglicheres« als gesammelte Prosa eines denkseligen.

Ebensowenig eine Sache von höherer Einheitlichkeit. Man sammelt ja nicht Disparates, sondern Behandlungen von Disparatem, die aus einer identischen Quelle flossen. Heterogen sind die Gegenstände; nicht die Gesinnung, die sie zu Gegenständen erhob. Es muß einunddieselbe innere Konstellation sein, die einunddenselben Menschen binnen weniger Jahre über den Kulturbegriff und Strafrechtsfragen, über Selbsthaß und Empirismus, über Verse und Antinomien nachdenken . ., die ihn zu einunderselben Zeit schwärmen, schimpfen und meditieren ließ. Man »sammelt« imgrunde überhaupt nicht; nur den unterirdischen Zusammenhang macht man sichtbar zwischen Getrenntem, das tiefst-psychisch nie getrennt war. Man sucht mit dieser ganz äußerlichen Manipulation des Aneinanderrückens zu erzielen: daß Wohlmeinenden, die aber bisher an jedem Einzelgebild abstandslos entlangspazierten, endlich die Einheit aufgehe.

IV

Die Einheit. Welche in ein System zu fassen, und zwar in ein schon auf der Fläche als solches erkennbares, und zwar beizeiten . ., man nicht aus Armut verabsäumt hat, sondern aus ⟨Ungeduld und aus⟩ Überzeugung. Brillen, und wollustvoll gerade linkere, werden dies Buch mit »Stückwerk« anreden. Statt zu prüfen; statt die geheimen Ursachen nicht nur, sondern auch die Gründe zu erforschen, aus denen es die Form, die es hat, haben muß, — werden sie an ihm, unter Verbeugungen vor einem Idol von Schriftsteller, welcher zugleich Michelangelo und ein Kretin ist, zirka die bändigende Zucht und Wucht großen Gestaltens vermissen.

Ich schreibe, wie ich denke. Wie von Menschen gedacht wird. Man denkt . . jawohl, man denkt in »Bruchstücken«. Bessere als ich

dachten in Bruchstücken. Nicht fragmentarisch pflegen zu denken, die .. nicht denken.

Atemausdauer ist etwas Angenehmes, jedoch für Denkdinge kein Kriterium. Welches war der Werdegang noch jeden Systems? In einem Bewußtsein erglühten Gesichtspunkte, bedeutende Einzelmeinungen schrien nach Emanation. Der Meinende, teils aus Scham, nur eben das geben zu sollen, was ihm privatim dringend schien, teils nicht es ertragend, Stücke des Universums undurchdacht zu belassen, .. suchte die Einzelmeinungen, mehr oder minder gewaltsam, unter den Hut einer Generalmeinung ‹von der sie angeblich derivierten› und, um das Continuum im Ablauf der Geschichte des Denkens zu wahren, in Relation zu sämtlichen erkenntnisbehördlich vorgeschriebenen Problemen zu bringen, er spekulierte zu dem ihm Wesentlichen hunderterlei ihm Unwesentliches hinzu, bog sich und log sich Gott, die Welt und die offiziellen Philosophien nach Kräften zurecht —: bis am Ende ein syllogistisches Monstrum fertig war, das nun den gewerbsmäßigen Begriffsklöpplern und namentlich jedem saudummen Quantitätsbestauner zwar maßlos imponierte, aber zu seinem Erzeuger nur mehr mit einem Viertel in der Beziehung der Erlebnisnotwendigkeit stand . . , während er sich den Rest ohne wahre Anteilnahme, wirklich frivol, von der Seite besah.

In sogenannten Systemen ist der größere Teil durchgehends unanständig, unerlebt, stief und Schlacke. So daß Kerr recht hat, sie »Schwindelbauten« zu nennen, und man Nietzsche sehr begreift, wenn er, in der Götzendämmerung, versichert: »Ich mißtraue allen Systematikern und gehe ihnen aus dem Weg. Der Wille zum System ist ein Mangel an Rechtschaffenheit.«

V

Was niemanden an der Einsicht zu hindern braucht, daß Systematiker besser sind als Belletristen.

Noch der bescheuklappteste Privatdozent der Thermodynamik in Göttingen leistet Wertvolleres für den Geist, bringt nämlich Köpfe in lebhaftere Bewegung und die irdischen Verhältnisse dadurch weiter .. als eine ganze Rotte jener liebenswürdigen Begabungen, von deren Ernstnahme heute ein Stand lebt. Der akademische Spezialist erfreut

sich etlicher Ideen und verbastelt sie zu öderen Gespinsten, der poetische Flachkopf hat garkeine Idee und macht aus ihr schöne Litteratur. Er hat nichts zu sagen, also »gestaltet« er. Weil es ihm gelingt, unter Berücksichtigung der landesüblichen Gefühle zusammenhängend zu phantasieren, winden ihm Tagesschreiber, bei denen es freilich selbst hierzu nicht ausreicht, sabbernd den Kranz. ‹Das Häuflein jener Großen, deren »Dichten« fast Zufall ist, deren Geistigkeit jedenfalls königlich bestünde, zöge man die romantische Form gleich ab, .. wird, solange immer es ohne Blamage geht, bespien oder beschwiegen.›

Der Litterat, dem Plauscher noch feindlicher als dem Gelehrten .. und höchst unbeseelt von dem Wunsch, Weibsen auf Ottomanen zum Zeitvertreib, Ladenschwengeln und Rechtsanwälten zur Förderung ihrer Verdauung zu dienen, glaubt nobler zu handeln, wenn er, was er zu geben hat, ohne gefälliges Zubehör, ohne Verkleidung, nackt gibt.

Klingt, was er spricht, dann »abrupt«, so wird er die Musik dieser Abruptheit unbedenklich dem durchhaltenden Melos hirnarmer Syntheten vorziehn.

VI

Bei aller Direktheit der Rede wird er indes qualmende Erörterei vermeiden. Nicht, wo es sein muß, die gewissenhafte Umständlichkeit logischen Zergliederns, aber jenen grenzenlosen ‹und daher meist kernlosen› Essayismus, dem auch der Beste verfällt, sobald er bestrebt ist, innerhalb eines thematischen Komplexes alle Fraglichkeiten der Erde auf einmal zu verhandeln. Dort, wo nicht das Fixieren von Seelenzuständen die Aufgabe bildet, sondern Denkinhalte es sind, die man mitteilen möchte, übertrifft der zentripetale Stil den zentrifugalen. Pillen sind besser als Teiche. Was haben »Wahrheiten« für einen Wert, wenn man sie nicht bei sich in der Tasche tragen kann! Von rechtswegen sollte jedem Schriftsteller Schreiben ein Synonymon für Verdichten sein. Man ist dabei keineswegs auf die Backung abstrakter Thesen angewiesen. Nicht durch Explikation nur, auch durch Exemplifikation läßt eine Weltansicht sich übermitteln. Ein Denkender vergibt sich nichts, richtet er seine Bohrmaschine ins Fleisch der Zeit.

VII

Ins Fleisch der Zeit, daß die Fetzen fliegen.

Dies Buch, auf Ewigkeit pfeifend, ist heutig und will es sein. Will Probleme, Zustände, Gestalten, Bücher, die das Gemüt des Autors anpackten und, in edelsten Zusammenkünften der Jünglinge, Zentren wesentlicher, erregter, oft erschütternder Gespräche wurden, in seiner Art diskutieren. Was der retrospektive Schmock von 1950 als das Geistesleben unserer Epoche bezeichnen dürfte — davon wird in diesen Blättern etliches eingefangen sein. ‹Nach Verlauf mehrerer Jahrzehnte ist nämlich selbst Schmock wohl dahintergekommen, daß Erscheinungen wie Krüppelfürsorge und Kantverundeutlichung, Aeronautik und Zirkuskatholizismus . . wahrscheinlich zwar Dokumente unseres »Zeitgeistes« sind, aber mitnichten Dokumente des Geistigen in dieser Zeit.›

Ich weiß, daß, neben dem Amüsierer, allein der Maulwurf heut Aussicht hat, ernstgenommen zu werden. Man lebt eine Realität ohne Geist und läßt daher Geist nur gelten, der frei von Gegenwart ist. Ich weiß, daß man alles heiligt, was niemanden angeht, daß man vor dem erbarmungswürdigsten Monographen verstaubter Herzoginnen oder goethescher Kammerdiener den Hut zieht, . . während, wer aus ganzer Seele sagt, was wertvolle reale Menschen in wertvollen realen Nächten entfremdet oder zusammentreibt, annähernd als Fatzke rangiert, warum? weil er notgedrungen Namen Lebendiger ausspricht. Behandlern des Heutigen, das ist mir klar, wird höchstens dann mit Reverenz begegnet, wenn es herzlose Kontemplatoren sind, die, außer dem Beifall des Philisters, Nichts wollen . . und es daher leicht haben, »gerecht« zu sein. Aber zum Teufel mit allen Gaffern und Unbeteiligten! Die vorliegende Schrift, eine Zeit-Schrift, eine Streit-Schrift, redet zu Lesenden, welche es billigen, daß jemand, der kraft seines Blutes mitten im Tumult steht, dieses Tumults Schälle festhält.

VIII

Die erweisbar richtige, nicht mehr zu problematisierende Norm menschlichen Verhaltens zu finden, bleibt dem redlichsten Nachdenken versagt. Nur aus einem sicheren Ziel der Welt ließe sie sich ab-

leiten, dieses jedoch kann von den Phänomenen weder abgelesen noch aus reinem Verstande hervorgebracht werden. Folglich wächst mit der menschlichen Denkkraft und dem Feinheitsgrad des intellektualen Gewissens . . die Ratlosigkeit.

Für den vollkommenen Geist ⟨also den, der sich des Nichtbestehns objektiv giltiger Sollsätze ununterbrochen bewußt bleibt⟩ ergeben sich drei Rettungswege: Der Weg ins Irrenhaus, der Weg ins »Jenseits«, und der Weg in den Klerikalismus, . . unter welchen Begriff ich jede Schule rechne, deren Schüler an Punkten von entscheidender Fragwürdigkeit mit dem Denken stoppen muß, — um zu gehorchen, einem Befehl sich zu beugen.

Nicht erforderlich, daß eines Fremden Befehl es ist, zum Papst taugt auch . . der eigne Wille.

Solange der Kraft hat, läßt sich die irrsinnige Fadheit dieser ethosleeren Existenz, die bis zum Selbstmord ennuyante Zwecklosigkeit einer unaufhörlichen, manchmal vergnügten manchmal verstimmten, immerzu viehisch nach Teilzielchen hastenden Planetenbekrabbelei, zur Not noch ertragen. Wille! lautet die Weisheit der Langenweile.

Diese Weisheit ist demnach anti-»weise«, keine Doktrin der Müdigkeit, stammt nicht von der Donau, und blasierte Kunstgewerbe-Epheben, die, den Klang ihres Namens mißhörend, sich etwa in ihre Nähe wagen, rühre der Schlag.

Freunde! Des Skeptikers Hirnstruktur zeigt bei aller ihrer Bosheit den schönen Zug, das Weiterblühn glatt zu gestatten, — da ja Verneinung des Lebens ⟨aus Konsequenz⟩ einen seinerseits problematischen Imperativ voraussetzen würde . . und ihr Gegenteil einen ebenso hohen Grad moralischer Wahrscheinlichkeit für sich hätte wie sie selbst. Die Hirnstruktur des Skeptikers erlaubt zu leben, das ist die Tugend ihres Lasters!

Wo nimmt der Intellekt das Recht her, dem Willen Askese zu diktieren? Hier entscheidet die Macht.

Wollt ihr, so dürft ihr. Denn Dürfen ist eine falsche Fragestellung. Warum muß eure Lust, zu atmen, zu blühen, zu wirken, eure Sehnsucht, zu lieben und gehaßt zu werden ⟨. . ihr reagiert ja nicht auf Feinde, ihr schafft euch Feinde⟩, warum muß euer inbrünstiger Trieb zur Weltherrschaft etwas Verächtliches sein? Lügen sollt ihr nicht,

sondern daran festhalten, daß euer einzig sicherer Besitz die Unsicherheit, euer alleiniges Gesetz die Antinomie ist, ein Schuft, wer Unpolares äußert! Aber ein Schlucker, wer darum das Äußern unterläßt.

Könnt ihr mit gutem Gewissen nichts propagieren —: süße Freunde ⟨ihr werdet sterben⟩, so propagieret wenigstens euch selbst!

Welch eine endgültige Rasse seid ihr, welch ein erquicklicher Regenbogen!

Désennuyez-vous! Einbezieht die Neins eures Denkenmüssens in das heldische Ja eures Blühenwollens, jedes eurer Gebilde, es sei ungewiß, es sei schwank und krank, giftig, gefährlich, opalen, es irisiere in doppelten, in siebenfachen Möglichkeiten, aber — es irisiere.

. . . So singt die Weisheit der Langenweile, flößt der bewußtesten Ohnmacht Mut zur Macht ein und erzeugt, hoffe ich, Krieger.

Das ist, was Nietzsche, mit erstauntem Hinblick auf sich selbst, »aktiven Nihilismus« genannt hat. Eine neue Naivetät, das Naturburschentum der Kulturlichen.

IX

Vom Zweifeln zum Wollen: diese Straße führt, nicht arm an Windungen, durch dieses Buch. Der Autor eilt ruhelos hin und her auf ihr, kaum recht imstande, sich am Ziel, verzichtend-selbstisch, niederzulassen. Mag sein, daß aus dem Kampf zwischen jünglingischer Skepsis und männischer Eroberungslust die Lust einst siegreich hervorgeht, daß Denkstil und Stil und das ganze Klima des Seins immer heller und schneller, wehender, windiger, immer manifestlicher werden, . . bis hinauf zu einer Apotheose des Republikanismus ⟨vielleicht⟩, in der man Ergebnisse des Skepsis dialektisch verwertet, gegen skeptische Überlegungen aber ⟨als gegen Krankheitsfälle, als gegen Feinde⟩ sich sperrt.

Mag sein.

Doch heute wird dies Ziel erst gesichtet, wie eine lockende Möglichkeit. Nicht vergißt der Sichtende, wo er stehe. Noch fühlt er die Heiligkeit jener Spätknabenstunden, da er, hart-sanft umsirrt von Luftmeeren blauer Klarheit, die unsägliche Offenbarung empfing, daß

nichts Heiliges ist, daß es nur Tod und Sphinx gibt . . und den holden Dreck aller Lüste.

X

Als ihrer aber die reinste noch erkennt er die Lust der Form. Und spricht zu den Vertrauten: Scheltet mich nicht sehr, denn stieß ich auch keine Sterne um, so machte ich doch, voll Wonne, eines: Euch, Freunde, Musik.

Kurt Hiller.

SAMUEL BUTLER

Eine Fußnote

EIN Deutscher mit wohlassortierter Kultur, Graf Keßler etwa, wird diesen Butler barbarisch und geschmacklos finden, ein Franzose, etwa Anatole France, wird nicht wissen, ob er ihn dem Auge näher oder ferner halten muß, um zu sehen, und die Engländer lesen ihren englischesten Autor nicht, trotzdem Shaw ihn als seinen geistigen Nährvater verehrt. Daraus soll man nun keinen Schluß auf eine nichts weiter als interessante und witzige Schriftstellerpersönlichkeit ziehen, denn S. Butler ist mehr als das. Interessant und sehr witzig ist er, aber vor allem der europäische Mensch, der in diesen letzten vierzig Jahren die brauchbarsten und einfachsten Gedanken ausgesprochen hat über den modus vivendi der Menschen wie sie sind. Und das nicht als ein Heiliger, nicht als ein Redner, nicht als ein berufsmäßiger Denker und nicht als ein Plauderer, überhaupt nicht als einer, der es leicht nimmt, — »nur die schweren Sachen sind wert, daß man sie unternimmt«, sagt er — sondern als ein guter und lustiger Mann, der profan und heilig immer zu vertauschen bereit ist, da ihm alles ganz gleich heilig ist. In seinem Notizbuch macht er eine charakteristische Bemerkung: »Letzte Ostern sah ich in Hindhead eine Familienwäsche zum Trocknen ausgehängt. Da waren Papas zwei große Nachthemden und Mamas zwei kleinere und da waren alle die Kleinkindersachen und Mamas Hosen und der Mädchen Höschen, alles dick aufgeblasen vom Nordwind. Nur Mamas Nachthemd war nicht ganz gut aufgehängt und hatte nicht vollen Wind, flappte stark so hin und her als ob es heftig predigte. So möchte ich eine Santa Famiglia gemalt haben mit der Wäsche zum Trocknen im Hintergrund.«

Butler lebte in England, in Neuseeland, in Italien und starb als ein

Mann von über sechzig im Jahre 1900. Er war unverpflichtet und konnte sich den kostspieligen Luxus seiner Eigenheit leisten, weil er, gar nicht interessiert, mit sehr wenig Geld auskam. Er schrieb den Roman »Erywhon«, der Aufsehen machte, aber erst zwanzig Jahre später schrieb er wieder einen Roman — in der Zwischenzeit Bücher ganz anderer Art, zur Verzweiflung seines Romane verlangenden Verlegers und des Lesepublikums, daß ihn fallen ließ. Ihn kümmerte das gar nicht. Er schrieb ein Buch, wenn es über ihn kam und geschrieben sein wollte, sich ihm aufdrängte, — er ging nie auf ein Buch aus. Man nennt das einen Amateur. Butler war einer, und daß trotzdem so Merkwürdiges dabei zum Vorschein kam — denn der Amateur ist gemeiniglich impotente Langweile — dessen ist Grund: Butler hatte zwar wenige Überzeugungen und war sehr sparsam mit dem, was er glaubte und fühlte, aber er glaubte und fühlte seine wenigen Überzeugungen sehr stark. Und es waren seine eigenen. Was er von Melchisedech sagt, gilt von ihm: »Er hatte weder Vater noch Mutter, noch Kinder. Er war der inkarnierte Junggeselle. Er war das geborene Waisenkind.« Wie er die heilige Familie gemalt haben möchte, so ein mittelalterlicher Gotiker ist er, der die Groteske an seinem Bauwerk anbringt: er ist nicht witzig, weil er nichts ernst nimmt, sondern weil er den Ernst jeder Sache an ihrer Kraft mißt, die Feuerprobe des Spaßes zu überstehn. Er lachte über den Sieg des Mechanischen über das Leben, weil sein Glaube ist, daß das Leben nicht mechanisch ist. Im Wesentlichen nicht mechanisch, denn »aller Fortschritt ist basiert auf dem universellen eingeborenen Bedürfnis eines jeden Organismus, über sein Einkommen zu leben«. Er haßte alle diese Heresien von Vollendetheit in Moral, Wissenschaft oder Kunst, alle Ambition absoluter Tugend, jeden Versuch, vollendete Schönheit zu produzieren: nicht weil er nicht an diese Begriffe glaubte, sondern dachte, daß sie sich nur in Unvollendetheit manifestieren können. Damit wir wissen was Tugend ist, müssen wir Sünden und Fehler praktizieren. Nur wer beinahe ganz gut ist, wird ein Heiliger. Der vollkommen Gute, der geborene Gute ist zu gut, um je ein Heiliger zu werden. »Es gibt keine Kenntnis des Guten ohne die des Bösen. Und die Moral hängt davon ab, ob das Vergnügen vor oder nach dem Schmerz kommt. Sich zu betrinken ist unmoralisch, weil die Kopfschmerzen

nach dem Trinken kommen, käme aber der Kopfschmerz zuerst und die Trunkenheit nachher, so gälte es als moralisch, sich zu betrinken.« Suchte man ein Wort für diesen sehr englischen Exzentriker — Englands Ruhm und Englands Skandal ist dieses Exzentrische — es wäre: Butler ist der Rebell gegen die romantischen Illusionen. Mit ihm verglichen ist Nietzsche ein Rhetoriker und dessen Rebellentum allzu professionell, Nietzsche spricht immer zu Sektengenossen. Butler gar nicht so, sondern: »Liebes Volk, dem schlecht vor mir werden wird, weil die Kritiker mich dir in den Hals hinunterstopfen, lieber Mann, der du mich willig nimmst, wenn man dich nicht mit mir getötet hat, bitte erinnere dich, daß ich, wär ich noch am Leben, an deiner Seite stünde und mit dir den haßte, der mich mir aufzwänge, mir oder irgendwem sonst. Darum bitte ich dich, mach dir nichts aus mir, mach Witze auf mich, koche mich ein, tu was immer mit mir, aber denke nicht, daß ich, wär ich noch am Leben, dir nicht dabei hülfe und dich dabei überträfe. Es gibt nichts, das selbst Shakespeare mehr Spaß machen würde als eine gute Parodie des Hamlet.« Das ist nicht das übliche: ich mache mir nichts aus der Meinung der Menschen, sondern: ich suche keinen Lohn für meine Tugend in meinem eigenen Bewußtsein. Das beachte man, denn es wird den Charakter des kommenden rechten Menschen in all seinem Tun bestimmen. Und um dessentwillen mache ich hier auf Butler aufmerksam: an ihm kann man sich orientieren wie an niemandem sonst. Er gebraucht gerne das Wort »nice people«, das ist in seiner Meinung unübersetzbar, deutbar etwa auf Menschen, die weder professionell sind noch representativ, Menschen, die ihre likes und ihre dislikes haben und keiner Art von Theorie verbunden sind, Menschen, welche nicht mehr zu wissen oder zu fühlen vorgeben, als was sie fühlen oder wissen und die sich nicht nur nicht den andern, sondern auch sich selber nicht aufdrängen. »Wir werden das Himmelreich schon nicht verfehlen, wenn wir nur in aller Einfachheit, Demut und gutem Glauben es herzlich zu finden verlangen und den Geboten des gewöhnlichen Menschenverstandes folgen.« Die romantischen Sentimentalisten lehnen den Menschenverstand ab, die nichts als Weltlichen glauben, er komme ihnen allein zu: Butler setzt ihn über die Verachtung der einen, außer die Patronage der andern, und hält dafür,

daß er zu allen Leben gehört, dem des Heiligen wie dem des Kaufmannes: daß beide Verschiedenes verfolgen macht keinen Unterschied. Leben ist Ausführung sowohl als Vorsatz. Butler haßt sehr stark alle Doktrinäre, die den Vorsatz mit schlechter Ausführung verderben, alle Leute, die ihre Theorie mehr lieben als irgendwas sonst und darum ihre Theorie nie an ihren Resultaten schmecken. »Vergiß dich selbst und liebe andere und du wirst den gemeinen Verstand erreichen und einer von den lieben Menschen werden und in der Tat gerettet sein.« Mache den besten Witz auf dich und lache am herzlichsten darüber.

In dreißig Jahren wird ein deutscher Gelehrter ein dickes Buch über Samuel Butler schreiben: man lasse sich von dieser Prophezeiung des Unvermeidlichen nicht abhalten, die Bücher dieses Mannes zu lesen, der dem unruhigen Fragen dieser Zeit die vorläufig brauchbarsten Antworten gibt. *Franz Blei.*

ZWISCHEN DEN KLEINEN SEEN

ICH erinnere mich, wie Hanssen und der Graf Poninski in Streit kamen. Es war wohl eine unsrer ersten Unterhaltungen. Sie schloß an eine Bemerkung Hanssens an, den die geläufigen Scherze einer konservativen Zeitung über den Ausfall soeben stattgefundener Abgeordnetenwahlen in eine unerklärliche Aufregung versetzt hatten. »Der Ton der konservativen Presse gegenüber den Radikalen«, sagte er, »bleibt sich gleich, wie immer auch die Parteipapiere stehn mögen. Er ist international. Das mag daher kommen, daß es die Weltanschauung ist, die die Parteien trennt: vornehme Politiker und gekaufte Auguren pflegen es zu behaupten.

Sie haben recht.«

Hanssen erzählte. Im Oktober des Jahres 1909 war er in Paris. Eines Abends nach sechs Uhr forderten die sozialistische »Humanité« und das Blatt der revolutionären Syndikalisten durch Flugblätter zu einer Manifestation vor der spanischen Gesandtschaft auf. In der Frühe desselben Tages war, in Barcelona, Franzisco Ferrer erschossen worden, der keiner Partei angehörte, und den Hanssen zu der neuen Art von Europäern zählte, die er die sozialen Humanisten genannt haben wollte. Er war ein Republikaner, der vom Klassenkampf wußte. Trotzdem die Parole, am selben Abend gegen den »Mord« der spanischen Regierung »an Ferrer« zu demonstrieren, erst spät ausgegeben wurde, versuchten um neun Uhr drei- oder viertausend Menschen in geordnetem Zug, sich der spanischen Botschaft zu nähern. An der Spitze der Manifestanten

*) »Zwischen den kleinen Seen« ist der Gesamttitel eines politischen Romans in Tagebuchform, dessen einzelne, in sich abgeschlossene Stücke wir unter wechselndem Titel in den »Weißen Blättern« veröffentlichen.

marschierten sozialistische Abgeordnete und Gemeinderäte, Sekretäre der Syndikate. Die Polizei griff an, und als sie aus den Reihen der mißhandelten Demonstranten angeschossen wurde, verfiel sie in Raserei. Im Handumdrehn entwickelte sich aus der Manifestation ein Aufstand, die Gaslaternen wurden ausgerissen, Barrikaden erbaut, ein Dutzend Kerle versuchten die eisernen Läden einer Bankfiliale aufzubrechen. Es gab Tote und Verwundete.

Am folgenden Tag schrieben die konservativen Blätter, daß die »Apachen« unter einem politischen Vorwand gemordet und gebrandschatzt hätten. Wer überzeugt ist, daß die Bastille von Zuhältern gestürmt wurde, und daß der Konvent nur aus Taschendieben bestand, mag eine von großen politischen Parteien angeführte Demonstration derart einschätzen.

Am Sonntag darauf waren es hunderttausend Menschen, die in tadelloser Ordnung zwischen Munizipalgarden, Polizisten, Dragonern und Kürassieren gegen die spanische Regierung demonstrierten. Sozialisten und Syndikalisten hatten sich verpflichtet, ihre Mannschaften in Zucht zu halten; es wurde nicht geschossen, es fiel nicht einmal ein Faustschlag. Der Polizeipräfekt, der einige Tage vorher von einer Revolverkugel an der Backe verwundet worden war, konnte sich ohne Begleitung unter den Manifestanten tummeln.

Was aber äußerten die »Traditionalisten«, die Männer der Ordnung, die Verehrer der Zucht und Sitte andern Tags zu dieser Art Manifestation?

Sie holten eine Geschichte hervor. Einmal habe in Brüssel eine Manifestation vieler tausend Menschen gegen einen Minister stattgefunden. Sie seien in schöner Ordnung am Haus dieses Ministers vorbeigezogen und hätten dazu das Lied gesungen: »Am Hals muß man ihn hängen auf« .. Der Minister, der oben am offenen Fenster lehnte und auf den Zug der Manifestanten hinabsah, habe seine Pfeife geraucht und dazu, bald laut, bald leise, das Wort Götzens von Berlichingen gesprochen

»Was ist das für eine Weltanschauung?« rief Hanssen aus. »Ich finde es dumm, einfach dumm, sich den kompaktesten Argumenten zu verschließen, auf die Gefahr hin, ihre Wirksamkeit erst zu erkennen, wenn man auch schon an einem Laternenpfahl baumelt. Denn

es ist wohl klar, daß man den Gegner geradezu zwingt, einen an seiner Beweisführung in die Höhe zu ziehn.«

Worauf Poninski ruhig erwiderte, die Weltanschauung bestände eben darin, sich lieber aufrecht an Gemeinplätzigkeiten in die Höhe ziehn zu lassen, als sich in der Menge nach ihnen zu bücken.

* * * *

Hier beginnt der Roman, oder, besser, die Chronik, die ich zu schreiben beabsichtige.

Hanssen warf Poninski, der ein Bonmot gesagt zu haben glaubte, nicht besser und nicht schlechter, als wie man sie in einer leichten Unterhaltung zu machen pflegt, einen haßerfüllten Blick zu und verließ wortlos das Zimmer. Poninski eilte ihm nach, ich sah sie im erregten Gespräch durch den Garten gehn, dann führte Poninsik den versöhnten Dänen mit der Artigkeit eines Kavaliers an die Seite seiner Frau zurück, die dem Erzürnten mit lustigem Ernst zunickte.

»Er war leider noch nicht in London«, rief Hanssen, auf den Polen zeigend, »sonst hätte er den Tower besucht und dort die in dekorativen Eisenketten gerahmten und von der englischen Nation blitzblank erhaltenen Steine gesehen, worauf in kräftig gemeißelten Buchstaben zu lesen steht, hier ruhten Könige, die wegen Rebellion gegen das Volk hingerichtet worden seien.«

Der Pole lachte.

»Hanssen, Sie haben mich noch immer nicht verstanden. Wenn meine Bauern mich einmal erschlagen sollten — dieser Fall wäre übrigens nicht der erste in meiner Familie — so wäre ich zwar am Ende meiner Weisheit angelangt, aber keineswegs eines Irrtums überführt. Ich bin als Hammer auf die Welt gekommen, wenn Sie den Vergleich erlauben, ich habe auf den Amboß geschlagen, so lang ich denken kann, zum Beispiel, indem ich mich als kleines Kind vom Mädchen auf einen Stuhl heben ließ, um es zu ohrfeigen. Und sicher rührt der Erfolg unseres Widerstands gegen unsere Eroberer vor allem daher, daß wir das Herrenhandwerk besser verstehn, als die Preußen. Wir sind Demokraten insofern, als wir uns nur vor

der Tüchtigkeit beugen. Es ist mir nicht erinnerlich, daß je ein Pole, und zählte er soviel Ahnen wie Knochen im Leib, Napoleon aus dem schiefen Mundwinkel einen korsischen Advokatensohn genannt hätte. Dagegen höre ich noch das brüllende Gelächter, das aus zehn polnischen Kehlen erklang, als ein neugeadelter Landrat, der wie ein Schulamtskandidat in seinem Sessel saß, dem Franzosen umständlich den Prozeß machte. Er sprach von Napoleon wie von einem freisinnigen Reichstagskandidaten.«

Als Hanssen einwarf, daß auch er Napoleon nicht liebe, weil er die Gewalt in jeder Form verabscheue, erkannte der Pole die Unmöglichkeit einer friedlichen Verständigung und brach das Gespräch ab.

In Hanssen war die Neigung unterdrückter Individuen und Völker, aus allem die Absicht einer Demütigung herauszuspüren, so ausgebildet, daß sein ganzes Vorstellungsvermögen sich in einem fanatischen Dualismus bewegte. Die Welt bestand für ihn aus Unterdrückern und aus Unterdrückten, und er glaubte an den einstigen Ausgleich und den Anbruch des ewigen Friedens durch den Sieg der Unterdrückten über ihre heutigen Unterdrücker. Das war sein Himmel. Es war nicht törichter von ihm, daran zu glauben, als von andern, ihre Seele für die Wonnen eines unendlichen Lunaparks zu bereiten. Die Köpfe unter den Pickelhauben, die in den dänischen Bauernhöfen auftauchten, hatten kaum geahnt, daß sie die Morgenröte eines Glaubens mitführten, kraft dessen den Besiegten Rächer entständen, die sich vielleicht einmal unüberwindlich zeigen würden über die ganze Welt.

So glaubte Blauhaar an den Sabbath, da Ahasver, der ewige Jude, zum Kapitol einer neuen Menschheit hinaufstiege.

So glaubte auch ich an eine Zukunft, die mir nicht so fremd wäre wie das Heute.

Nur Poninski brauchte die Zukunft nicht.

Auf die Vergangenheit, die ihm zeitlos schien, setzte er die geballte Faust wie ein Siegel.

* * * *

Ich hatte aus dem Bücherschrank Bismarcks »Gedanken und Erinnerungen« genommen. Ich wollte Hanssen aus dem alten England ins neue Deutschland zurückführen, und ich erinnerte mich, in diesem aufschlußreichen, ja verwirrenden Buch einen Wegweiser gefunden zu haben . .

Richtig, da stand er, imposant in seiner gereckten Eindeutigkeit. Hier, Hanssen, zweigt der Weg ab, auf dem wir unterdessen so weit gegangen sind.

Bismarck ist Wilhelm I., der der Königin in Baden-Baden einen Geburtstagsbesuch gemacht hat, bis Jüterbogk entgegen gefahren und erwartet ihn, im Dunkeln auf einer umgedrehten Schiebkarre sitzend, in dem noch unfertigen, »von Reisenden dritter Klasse und Handwerkern gefüllten Bahnhof«. Sie sehn, er sagt es, wovon der Bahnhof ungemütlich voll war in dieser doppelt einsamen Stunde . Dagegen sind die Unfertigkeit des Gebäudes und das Sitzen auf der umgedrehten Schiebkarre im Dunkeln nur Bestandteile eines Stimmungsbildes, dessen liebevolle Ausmalung — nach dreißig Jahren — beweist, daß Bismarck den »historischen Augenblick« nicht gering einschätzte, wie überhaupt das autobiographische Mitgefühl in ihm stark entwickelt war . . Bald darauf werden auch die »kurzangebundenen Schaffner« geschildert, bei denen der von der Schiebkarre im Dunkeln aufgestandene Mann den Wagen zu erkunden sucht, in dem der »König allein in einem gewöhnlichen Kupee erster Klasse sitzt.« Es ist der 4. Oktober 1859.

Bismarck hat zur Erbauung der Budgetkommission sein Stahlrad geschlagen. Vor den Magen hat er es den Herren im Bratenrock gestoßen — »was zwar nicht stenographiert, aber in den Zeitungen ziemlich getreu wiedergegeben war« — daß Preußen nicht mit Reden Vereinen und Majoritätsbeschlüssen geholfen sei, sondern daß es, einen Kampf kosten werde, »der nur durch Eisen und Blut erledigt werden könne«. Er will den König, der von der Engländerin kommt, nicht nach Berlin hineinlassen, ohne zuvor die Hand auf ihn zu legen. Ein Blick in das müde, verdrossene Gesicht: Der König ist »unter der Nachwirkung des Verkehrs mit seiner Gemahlin sichtlich in gedrückter Stimmung«, kaum hat Bismarck den Mund geöffnet, da fährt er ihn an:

»Ich sehe ganz genau voraus, wie das alles endigen wird. Da vor dem Opernplatz, unter meinen Fenstern, wird man Ihnen den Kopf abschlagen und etwas später mir.«

Es beginnt der Monolog! Er ist in den »Gedanken und Erinnerungen« so glänzend gebracht, wenn ich mich eines Ausdrucks aus der Schauspielersprache bedienen darf, — und bitte, nach dreißig Jahren! — daß ich wohl vorlesen darf. Natürlich hatte Bismarck erraten, und es ist ihm später von Zeugen bestätigt worden, daß der König während des achttägigen Aufenthalts in Baden-Baden mit Variationen über das Thema Polignac, Strafford, Ludwig XVI. bearbeitet worden war . . Jetzt:

»Als er schwieg, antwortete ich mit der kurzen Phrase ‚Et après, Sire?' — ‚Ja, après, dann sind wir tot!' erwiderte der König. ‚Ja,' fuhr ich fort, ‚dann sind wir tot, aber sterben müssen wir früher oder später doch, und können wir anständiger umkommen? Ich selbst im Kampfe für die Sache meines Königs und Eure Majestät, indem Sie Ihre königlichen Rechte von Gottes Gnaden mit dem eignen Blute besiegeln, ob auf dem Schafott oder auf dem Schlachtfelde, ändert nichts an dem rühmlichen Einsetzen von Leib und Leben für die von Gottes Gnaden verliehnen Rechte. Eure Majestät müssen nicht an Ludwig XVI. denken, der lebte und starb in einer schwächlichen Gemütsverfassung und macht kein gutes Bild in der Geschichte. Karl I. dagegen, wird er nicht immer eine vornehme historische Erscheinung bleiben, wie er, nachdem er für sein Recht das Schwert gezogen, die Schlacht verloren hatte, ungebeugt seine königliche Gesinnung mit seinem Blute bekräftigte? Eure Majestät sind in der Notwendigkeit zu fechten, Sie können nicht kapitulieren, Sie müssen, und wenn es mit körperlicher Gefahr wäre, der Vergewaltigung entgegentreten.'

Je länger ich in diesem Sinne sprach, desto mehr belebte sich der König und fühlte sich in die Rolle des für Königtum und Vaterland kämpfenden Offiziers hinein . . . . Er fühlte sich bei dem Portepee gefaßt und in der Lage eines Offiziers, der die Aufgabe hat, einen bestimmten Posten auf Tod und Leben zu behaupten, gleichviel, ob er darauf umkommt oder nicht. Damit war er auf einen seinem ganzen Gedankengange vertrauten Weg gestellt und fand in wenigen

Minuten die Sicherheit wieder, um die er in Baden gebracht worden war, und selbst seine Heiterkeit . . Er war der Sorge vor der »Manöverkritik«, welche von der öffentlichen Meinung, der Geschichte und der Gemahlin an seinem politischen Manöver geübt werden könnte, überhoben. Er fühlte sich ganz in der Aufgabe des ersten Offiziers der preußischen Monarchie, für den der Untergang im Dienste ein ehrenvoller Abschluß der ihm gestellten Aufgabe ist. Der Beweis der Richtigkeit meiner Beurteilung ergab sich daraus, daß der König, den ich in Jüterbogk matt, niedergeschlagen und entmutigt gefunden hatte, schon vor der Ankunft in Berlin in eine heitre, man kann sagen, fröhliche und kampflustige Stimmung geriet, die sich den empfangenden Ministern und Beamten gegenüber auf das Unzweideutigste erkennbar machte.«

Lassen Sie mich noch eins erwähnen, Hanssen.

Bismarck spricht dann, sozusagen in einer Regiebemerkung, sehr sicher von »ihren«, des Königs und seinen Verhältnissen und »ihrer Situation«, er sagt, daß die immerhin »ernst« gewesen seien. Es waren noch keine zwei Monate verflossen, seitdem der protestantische Mephistopheles seinem Faust, der immerhin der »Kartätschenprinz« gewesen war, das große Bündnis angetragen hatte. Im idyllisch gelegenen Babelsberg hatte er den König überzeugt — vielmehr, war es ihm »gelungen«, wie er sagt, den König zu überzeugen — daß es sich für ihn nicht um Konservativ oder Liberal in dieser oder jener Schattierung, sondern um Königliches Regiment oder Parlamentsherrschaft handle, und daß diese unbedingt und auch durch eine Periode der Diktatur abzuwenden sei. »Ich sagte: ‚In dieser Lage werde ich, selbst wenn Eure Majestät mir Dinge befehlen sollten, die ich nicht für richtig hielte, Ihnen zwar diese meine Meinung offen entwickeln, aber wenn Sie auf der Ihrigen schließlich beharren, lieber mit dem Könige untergehn, als Eure Majestät im Kampfe mit der Parlamentsherrschaft im Stiche lassen.‘

Bismarck ist später nicht müde geworden zu erklären, daß diese Auffassung von seinem Beruf keine prinzipielle gewesen sei, wie sie etwa jeder Minister jedem Herrscher gegenüber betätigen müsse. Vielmehr solle man ihren Ursprung und ihr Ende in seinem ganz persönlichen Gefühl für Wilhelm I. suchen.

Er konnte nicht hindern, daß die dem Pakt von 1859 zugrunde liegende Auffassung ihren Weg machte, über ihn hinweg, bis in unsere Zeit, der ein Barnum des Monarchismus den Stempel aufgedrückt hat. Die großen historischen Vorwände fehlen. Um so bengalischer leuchtet es aus dem Gral des »königlichen Regiments.«

Und Hanssen denkt an den Tower. Aber wir besitzen jetzt sogar einen schönen Brunnen im Berliner »Lustwäldchen«, von Ignatius Taschner, den »Märchenbrunnen«.

* * * *

Wir haben auf dem Wasser Bekanntschaft gemacht. Durch unser eingeschüchtertes Wesen fielen wir einander auf.

Wir eilten still durch die Boote, wo sie im Takt stolpernder Ruder »Still ruht der See« sangen, auch »Santa Lucia«, oder an hellen Abenden dumpfe Gramophone spazieren führten, die klangen, als ob ihre Gesänge und Märsche aus dem Wasser kämen. Keiner von uns klatschte Beifall, wenn ein Berliner sich jodelnd aufblies, bis er in einem übermenschlichen Juchzer zur Hölle fuhr. Wenn die Nachtfeste zu Ehren der Kurgäste den orientalischen Himmel auf die mecklenburgische Erde zauberten, waren unsre Häuser die einzigen, deren Gärten nicht im Schmuck bunter Papierlaternen prangten, und wo keine bengalischen Streichhölzer entzündet wurden. Beim Fischen behielten wir die Kleider an, und wir badeten fast nackt.

Unsre Boote hießen weder »Nixe«, noch »Königin Aqua«, noch »Schwalbe«, noch »Carolus Magnus«. Die Frauen, mit denen man uns sah, packten ihr Haar in Schleier, wenn der Wind wehte, in den Straßen der Stadt trugen sie Hüte, sie rafften die Röcke, wenn es regnete. Am Familienbad der aufstrebenden Kurstadt frech vorbei, segelten sie, in Bademänteln kauernd, bis in die Mitte des Sees und sprangen vom Boot ins Wasser.

Wir sprangen hinterdrein, und es war ein Jammer zu sehn, wie die schönen neuen Boote herrenlos trieben, schaukelten, gezerrt wurden, und zu denken, wie sie im Innern naß wurden, wenn wir triefend hineinkletterten. Niemand zweifelte, daß sie eines Tages durch die heiliges Gleichgewicht mitreißende Gewalt unsres Leichtsinns umschlügen.

Die vier Seen, an denen wir wohnen, sind durch die Havel miteinander verbunden. Von der Veranda meines Zimmers kann ich, im Osten, über Busch und Wiesen, einen schmalen, zwischen blassen Kornfeldern und Kiefernwäldern eingeklemmten Streifen Bläue sehn. Das ist der Stolpsee, und hoch über den Kornfeldern, auf bewaldeter Höhe, ragt ein Schieferdach, das in der Morgensonne wie von Lanzen und Schwertern funkelt. Dort wohnt Poninski.

Schließe ich die Verandatür — damit nicht die Zugluft gleich das ganze Zimmer durcheinander bläst — und öffne ich das Schlafzimmer, so blinkt im Rahmen des offenen Balkons ein ziegelrotes Stück Dach. Es wächst, je mehr ich mich dem Fenster nähere, blaue Luft breitet sich darum, über dem First mit Kiefern grün verbrämt, dann steht das kleine Landhaus bis an seine obersten Fenster im Gartendickicht, ein Kartoffelfeld rollt sich auf, beim Schilf ist es zu Ende und nun, da ich auf den Balkon trete, blendet eine Riesenwelle Licht, die der Schwedtsee aus seiner ganzen Breitseite zu mir herauf sendet. Das kleine Landhaus bewohnt Hanssen.

Ich mache Kehrt, schließe fest die Tür und öffne wieder die Veranda. Der See vor mir, in den vom Garten eine schmale Treppe führt, ist der kleinste. Er heißt Bahlensee und versorgt mich selbst bei bedecktem Himmel mit südlicher Wärme. Bei Regen weint sich in ihn die Welt aus.

Er scheint keinen Eingang zu haben, man erkennt nicht, wo die Havel herkommt, die, am Haus vorbei, in einem geraden, klaren Einschnitt, in den Schwedtsee und, durch knappe Windungen und geräumige Ausbuchtungen, weiter in den Stolpsee fließt. Die mecklenburgischen Schiffer kennen sich natürlich aus und halten darauf zu, sobald sie in den Bahlensee eingebogen sind. Aber täglich sehe ich Herren in blauer Jacke und weißen Hosen, die mit Motorbooten und Segeljollen ankommen, in den See tapsen und ratlos durch das Fernglas das Ufer absuchen. Trotzdem nimmt das Versteck keinen geringen Platz ein, denn es beherbergt eine ansehnliche Schleuse. Hinter der öffnet sich dann bald der vierte See, der Röbbelinsee. Am Röbbelinsee wohnt Blauhaar.

Das teure Schleusengeld hindert uns, mit dem Boot zu Blauhaar hinauf zu fahren. Auch kann keiner von uns dreien sein Haus sehn.

Soviel Hindernisse wären vielleicht störend, wenn nicht Blauhaar reich genug wäre, sich nach Belieben in unsere Wasserstraße schleusen zu lassen und einen Diener zu bezahlen, der in seiner Jugend als Schnellläufer Preise errungen hat.

Wir brauchen uns wegen unserer Zusammenkünfte nicht erst zu verständigen. Das besorgt der Wind. Bei Westwind segeln wir zu Poninski. Bläst der Wind aus Osten, so kommt Poninski und bringt Hanssen mit. Blauhaar weiß Bescheid und läßt sich mit seinem Motorboot durchschleusen. *Paul Merkel.*

DIE TODESANZEIGE

ALS ich erwachte heut morgen aus dumpf bekümmertem Traum,
Schwebte ein leiser Engel im Dunkel durch meinen Raum.
Ich las einer Mutter Gruß, wo die Todesberichte sind:
»Mein irrgeleitetes, desto inniger geliebtes Kind.«
Da neigte zu meinem Bette sich viele Trauer hin:
Ich weiß, daß ich auch verirrt und das Kind einer Mutter bin.
Doch sah ich den Scheitel des Andern, der hilflos ins Elend sank,
Ich sah ihn verliebt, betrunken, von schrecklichem Aussatz krank.
Vielleicht ist er auch gestanden in Nacht und Vorstadt allein
Und hat aus heißen Augen geweint in den Fluß hinein;
Ist oft durch Gassen geschlichen, wo Rotes und Grünes glüht,
Fröhlich am Abend gezogen, gestorben am Morgen müd;
Mußte in Häusern essen mit Menschen, feindlich und fremd,
Schlafen in kalten Gemächern, frierend und ohne Hemd —
Da hat ihm die Mutter geholfen mit Wäsche und etwas Geld;
Alles ist gut geworden. Sie hat ihn geliebt auf der Welt.
Mein Bruder unter den Sternen! Ich hab deine Armut erkannt!
Begnadet hast du dich zu mir in dieser Stunde gewandt.
Nun strömt dein lächelnder Atem nicht mehr in Gold und Polar,
Nicht mehr im Sturm der Gewitter entzündet sich kindlich dein Haar;
Doch sieh — in der Todesstunde deiner Mutter ewiges Wort!
Es trägt auf silbernen Flügeln dich aus der Vergessenheit fort.
Und eh ich nun öffne die Läden nach schwerer und trauriger Nacht —
Mein Bruder unter den Sternen! Wie hast du mich glücklich gemacht!

Walter Hasenclever.

ZWEI ODEN UND EIN LIED

für Eva Martersteig

UNSTERBLICHKEIT

Viel ist es, schon weil Tod ist
Mensch zu sein!
Doch aller süßen Worte
Süßestes
Ist die Unsterblichkeit!

Daß erschüttert sind
Die rasenden Himmel oben
Und ewig die Sterne all'
Von einem Kindertag,
Und den Fahnen im Sand
Und den Burgen . . .

Daß späteste Tränen knospen,
Weil einst vor einem
Unendlichen Antlitz
Ein Herz
Zusammenstürzte zum Lied!! . .

NÄHER MEIN GOTT

Wie sang ich die kleinen Wege im April?
Die Kinderplätze und Reiter im Park?
Wie sang ich die schwarze Kurallee
Und die versunkene Brunnenkolonnade
Im Eichenwald?

Wie sang ich die Angst des Kinderballs?
Wie sang ich Glück der unermeßlichen Oper?
Wie sang ich die Sängerin Farrar,
Wie das Knabenherz, das dunkle,
So es an ihr verschwebt!

Wie sang ich Mühsal des alten Esleins am Abend?
Wie den moosgrauen Tod des Vetranen im Gras?
Der Schweiß der Heizer und der Schweiß des greisen Gauklers,
Der unter Sternen nachts auf armen Plätzen turnt,
War meine Träne.

Wie sang ich dieses? Und nun sing ich Schlaf,
Den süßen Stoff, in den noch kein Gedanke fuhr,
Der Aufruhr nicht der Berge, Zypressen, Seen und Bilder!
Den Schlaf sing ich auf allen Dingen! — Der das All sang,
Nun singt das Nichts!

Nein, nicht den Schlaf und Tod! Nun sing ich hinter Schlaf,
Die große Bundesschaft, die nachts uns oft auf beide Knie reißt!
Die Bucht der Treue, unser Jenseits, Vaterland, Kanaan,
Jetzt sing ich Dich, mein Vater,
Mein Vater, Dich sing ich jetzt!

EIN LIED

Viele Augen, ja viele,
Schauten in Tränen uns an . . .
Oft waren wir so beisammen,
Und lachten bewußtlos im Spiele
Und unverzehrende Flammen
Stiegen wir uns heran.

Leise, oft saßen wir, leise,
An Tischen mit einer Frau,
Mild in Konfettischlachten.
Und es durchzogen im Kreise,
Augen, die uns bedachten,
Tief unser Herzens-Blau.

Oliven, im Silber, Oliven,
Verschwebten um einen Pfad.
Ein Maultier wankte auf Steinen.
Gott warf sich aus seinen, zum Weinen,
Unendlich geöffneten tiefen
Augen auf uns herab.

Oft sind wir, ja sind auf der Suche,
Das uns Entwallte zu wahren,
Die Berge und Zimmer zu halten . . .
Was ist uns auf einmal bereit,
Die Sehnsucht nach dem Geruche,
Von sanft gewaschenen Haaren,
Der Schwestern, aus unserer alten,
Aus unserer Kinderzeit?

Franz Werfel.

DIE SUFFRAGETTEN

WIE fühlt sich ein Mann klein in einem Hause, wo eine Frau in den Wochen liegt! Die Bemerkung ist von Sterne. Sie erhellt die wahren Beziehungen der Geschlechter und die natürlichen Prinzipien jeder Herrschaft. Aus ihrer Natur heraus ist die Frau Herrscherin. Sie lebt nach dem Brauch, und der Brauch ist bereits das Gesetz. Sie hat Rezepte für die Küche und Rezepte für das Denken; ihr Ideal ist nicht erfinden, sondern wiederholen; ihr Werk ist das Kind, und das schönste Kind ist jenes, das allen Kindern gleich sieht. Die Ordnung, die Dauer, das Gleichgewicht, die Konservierung und die Konserven, das sind die Werke der Frau. Was ist der Mann? Ein Erfinder, ein Träumer, ein Dichter, ein Faulpelz. In den Tiergesellschaften ist der Mann so lange geduldet, als man seiner für die Reproduktion braucht. Hernach schmeißt man ihn hinaus; und er verreckt im Elend, während er einige Liebeslieder dichtet. So war es, denke ich, auch bei den Menschen, oder vielmehr bei den Frauen während vieler Jahrhunderte, weit vor den ersten Monumenten der Geschichte. Die legendären Amazonen sind die letzte Spur dieser natürlichen Gesellschaft.

Aber wie geschah diese Revolution, die den Männern die Macht gab? Ich denke mir, sie bekamen zu essen ein bißchen über die Zeit, wo man sie brauchte, hinaus, weil sie singend gingen von Tür zu Tür und das die Kinder amüsierte und die Frauen. Die Frauen erhielten um dessentwillen diese Spaßvögel von Männern. Während der menschliche Bienenstock arbeitete, erfanden die Männer die Worte, die Spiele und eine ganze Kunst, die Zeit hinzubringen. Auf diese Weise wurden sie intelligent und bemerkten die Eigentümlichkeiten der Zahlen und Figuren. Während die Ameisen das Fressen in den Bau schleppten, erfanden die Nachtigallen die Spiele, dann die Werk-

zeuge, dann die Schlingen, dann die Waffen. So entstanden zwei mächtige Könige: das Gespräch und die Wissenschaft, welche heute die Welt beherrschen. Als die Amazonen merkten, daß sie schon allzulange die Lieder und die Gespräche ertragen hatten, da war es zu spät: sie erfuhren, was es heißt, ein allzu empfindsames Herz haben und den Liebesbettlern und den Guittarrenträgern Almosen geben. Dichtung, Musik, Wissenschaft, Industrie, das ist die Geschichte der Männchen. Sowie sie den Bogen und den Schild erfunden hatten, waren sie Könige; sie verlangten das tägliche Brot und die Liebe zu jeder Zeit.

Das ist der gewaltsame Zustand, in dem wir etwa seit fünfzig Jahrhunderten leben. Der Luxus, die Künste, das Gedicht, der Krieg, die Industrie, die Wissenschaft, alles das bildet ein revolutionäres System und etwas wie einen permanenten Staatsstreich. Aber die Besiegten haben die Niederlage nicht hingenommen; die Gefühle blieben was sie waren. Die Frau betet ihren Herrn nicht an, außer in den kurzen Augenblicken des Rausches. Sie verachtet die Wissenschaft und die Erfindung, und in Erwartung eines Bessern bringt sie ihre Konfitürentöpfe in Schlachtordnung, während der Mann ins Café geht, Karten spielt oder über Liebe und Krieg schwätzt.

Alain.

KRANKHEITEN

FÜR den Unterschied der Deutschen und Welschen hat man vielerlei Merkmale. Darunter auch dieses: Daß die Deutschen dem Werden, die Welschen dem Gewordenen angehören. Sicherlich gelingt den Welschen die Tat, das Werk, das Plastische jeder Art und täglich stehen sie vor faits accomplis. Der Deutsche aber, dieser musische Mensch, forscht nach Gründen, Ursachen, nach dem Wie, nach der Entwicklung. Ja, er steckt in dieser Entwicklung so drin, daß er eigentlich nie damit fertig wird. Und wenn er doch einmal fertig wird, so ist es irgendwie unvollkommen. Er liebt daher auch nicht das Reden, sondern das Denken. Nicht den Erfolg, sondern die Arbeit. Nicht die Musik, sondern das Musizieren. Nicht das Theater, sondern das Theaterspielen.

Und im tiefsten Sinn: die Kunst ist ihm eigentlich nur ein Vorwand, um zu moralisieren. Der Welsche aber liebt das Fertige, die Form, die Rede, das Stück, das Werk. Werdende Völker, gewordene Völker, werdende Menschen, gewordene Menschen: Das sind wesentliche Merkmale.

Und was daraus folgt. Die Deutschen machen verzweifelte Anstrengung, sich zu verwelschen, in Kunst, Sprache, Denkweise. Das Deutsch vieler Schriftsteller hat französischen Akzent. Bücher und Zeitungen bemühen sich um vollkommene, durchsichtige Dinge, Tatsachen, faits accomplis. Die Zeitungen wimmeln von Tatsachen, Berichten. Keine Erörterungen mehr über Ursächliches, Motivisches, über das Bewegende, immer nur das Bewegte. Der Eindruck davon ist aber beängstigend und komisch. Der krampfartige Versuch nach Strenge im Stil, als welcher dies alles auftritt, sonst prachtvoll als Ausdruck der Kraft und Macht persönlichen Willens, wirkt hier, wo er der Armut und Schwäche der Nachahmung entspringt, leer und

fratzenhaft: wie wenn Gecken in Selbsttäuschung und Eitelkeit Grimassen schnitten.

Und mehr noch. Was so zur Einfachheit, zur Form und zum Erfolg sich zwingt, verkrüppelt und verarmt. Im Streben nach fremder Bestimmtheit und Eleganz verlieren die Schriftsteller ihren Wortschatz, ihre Grammatik, ihren syntaktischen, ja ihren Gedankenreichtum und schreiben einen positiven und nüchternen Realismus. Da erscheint der Deutsche denn dürftig, kalt, berechnend, egoistisch. Und schließlich wird er das auch.

Es ist, im Kleinen, Philisterhaften, der Weg Nietzsches. Aber Nietzsche blieb nicht stehen, sondern schritt fort und eroberte von neuem das Deutsche. Auch uns kann nichts anderes zu tun bleiben. Nehmen wir die Entwicklung als Schule. . Aber entlaufen wir ihr sofort, wenn anders wir keinen Schaden nehmen wollen. Mögen sie uns zur Konzentration und zur Gewinnung der Form einiges gedient haben. Aber kehren wir zurück zu dem, was unsere Art ist, in das Gebiet des Analysierens und Moralisierens, in das Gebiet des Werdens. Was liegt uns da nicht alles offen! Wie könnten die Zeitungen, die jetzt mit toten Fakten sich anfüllen, von Nutzen werden, indem sie aus den Vorgängen des täglichen Lebens, der Politik, der Wissenschaft, der Kunst, ja aus allen Berufsarten uns mitteilten, nicht was geschehen ist, sondern wie es geschehen ist. Vielleicht auch, wie es hat geschehen müssen.

»Der kleine Sozialist« und so — das sind unsere richtigen Wege. Und wie gesund für uns! Wir lernen wieder uns bescheiden, wenn wir wieder uns entschließen, nicht andres zu sein, als tüchtige Handwerker.

Es muß heute immer das Nochnichtdagewesene gehört, gesehen und geschmeckt werden. Von Aktualität muß man nur so strotzen. Der Strotzendste siegt.

Wer also nicht? Der Künstler, dessen ganzes Wesen der Sensation abgewandt ist. Darum auch geht die Kunst den Berg hinunter, dem Abgrund zu und nur noch Äffchen sind am Werk und buhlen um die Gunst eines harmlosen, aber lüsternen Publikums. So wird das Theater zum Kino oder zur Ausstattungsposse alten und neuen Stils ‹der neue Stil ist nur eine andere Färbung›. Und wer mit

bloßen Beinen auf die Bühne kommt, hat das Spiel gewonnen. Von den Architekten aber baut der eine in einem prunkenden Barok, der andere in einem dünnen Frühstil, immer, damit das Auge zu staunen hat, und wieder etwas Neues dasteht. Dazu: Gold, Gold — und ach, wie malerisch! Die Maler aber, was treiben sie anders? Und alle machen einander nach. Van Gogh wird nachgemacht, Gauguin wird nachgemacht. Greco wird nachgemacht, die Futuristen werden nachgemacht. Ja, die Nachahmer werden nachgemacht. Zur Zeit haben wir die Reaktion auf den strengen Stil, einen neuen Naturalismus, und morgen werden wir den strengen Stil wieder haben. Wie jener kleine Mann mit dem großen Säbel, von dem jemand sagt: wer hat denn diesen kleinen Mann an den großen Säbel gebunden? so ist heute der Künstler nicht ein Mann, der Pinsel, Griffel, Stichel regiert, sondern umgekehrt: ein großer Pinsel, an den man ein kleines Männchen gebunden hat. Wer anders aber hat diese kleinen Leute an das große Werkzeug der Kunst gebunden als die Teufelin Sensation?

Doch dieses ist das Tollste: daß auch die Universitäten, Institute, von denen man noch gestern klagte, daß sie ach so weltfremd seien, in dieses herrliche Leben der Sensation fröhlich hineingesprungen sind. Oder nicht fröhlich? Und vielleicht wider Willen? Oder gar aus Angst? Aus Furcht vor Konkurrenz? Aus Todesfurcht, zertrampelt zu werden im heftigen Volksgewühl? Oder warum sonst entschließen sie sich, die Gabe des Ehrendoktors, die als einzige noch in unseren trüben Tagen nach Verdienst gegeben würde, dem Maler X, dem Musiker Y, dem Präsidenten Z, da sie das siebenzigste Jahr vollenden, mit allem der jahrhundertalten Würde des Instituts entsprechenden Gepränge zu überreichen? Wenn sie denn solch ängstliche Besorgnis haben, daß von ihnen nicht mehr Notiz genommen werde, dann mögen sie ihre Ware doch gleich auf den Markt tragen und angreifen, ob sie keinen Käufer finden.

Bücher pflegen heute Umwege zu sein zu einem einzigen unbrauchbaren Superlativ.

Ein Superlativ — das ist etwa ein Mensch, der sich untern Tisch trinkt oder soviel ißt, daß er nicht mehr aufstehen kann. Oder: der Musiker als Klangmischer, der Dichter als Extrabereiter. Oder: der

Architekt des Primitiven, der Maler des Parallelismus. Oder: das Leben als konstruktives Prinzip, die Politik als Börsengeschäft. Ich zweifle nicht, daß diese und ähnliche Superlative nichts anders sind als Geschlechtskrankheiten, Symptome einer enormen Sinnlichkeit, die, unterdrückt, irgendeinen Ausweg findet. Auswege, die schließlich dort münden, wo ein ganzes Volk geisteskrank wird.

Der Arzt verschreibt das alte Rezept: erkenne dich und handle danach. Siehe deine Krankheit ein, Volk, und daß du, auf der Flucht vor einer wildreißenden Sinnlichkeit in die Meere aller Superlative dich stürzend, den Boden und den Rhythmus des Bodens unter den Füßen verloren und in dem Fluten und Toben jeder Art die einfache Weise bestimmten Fühlens schnöde vergessen hast. Und sprich, Volk: hier ist Sinnlichkeit. Was aber heilt Sinnlichkeit denn wider Sinnlichkeit? Nämlich edel verwandelte Sinnlichkeit, als welche du alles Handeln erkennst, das in der Idee ist. So werde Du Künstler, Künstler, Du Richter, Richter, Du Arzt, Arzt.

Zum Zeichen aber, welcher Art Geduld du Hitziger bedarfst, diene dies. Es gibt keine Leiter, in das Innere eines Menschen zu steigen. Doch gibt es Wege. Versuche einmal, seinen Gang nachzuahmen. Stelle dir ihn leibhaft vor, nimm die Schritte wie er, die Bewegung der Arme und Schultern, die Haltung des Kopfes. Auch die Sprache kann ein Tor ins Innere sein. Anderen schon geschah es, daß sie Wörter schrieben, deren Sinn sie doch nicht faßten. Und dennoch schrieben sie weiter. Und wie sie dann das Geschriebene überlesen, zum erstenmal und zum zweitenmal, siehe: sie hatten eine Sache erwischt, deren sie bisher nicht inne werden konnten. Oder du liesest in einem Buch, plötzlich schwingt etwas Dunkles, Fremdes mit und du weißt nicht, was es ist. Aber schon wird es heller, vertrauter und schließlich klärt sich ein vergessener Fall, der dir undurchdringlich erschienen war.

So geschieht es wohl dem Tätigen. Möge es auch dem Empfangenden geschehen. Mögen sie auch die dunklen Worte nicht schauen, die sie lesen. Denn: »Kein Licht kommt anders als auf dunklen Wegen.« Und war es oft nicht unbewußt, daß man die Gangart des Andern nachahmte? Bis man's erkannte, weil man ihn selbst erkannte?

Walter Krug.

BRIEFE AN CÉZANNE

Paris, 30. Dezember 1859.

Mein lieber Freund,

Ich möchte Deinen Brief beantworten und weiß nicht, was ich Dir sagen soll. Vier unbeschriebene Seiten liegen vor mir, und ich habe Dir auch nicht die mindeste Neuigkeit mitzuteilen. Aber ganz gleich, ich setze meine Feder in Bewegung und teile Dir im vorhinein mit, daß ich für die Plattheiten und orthographischen Fehler, die sie begehen wird, nicht verantwortlich sein will.

— Was macht Ihr? Ich langweile mich hier und denke bisweilen, daß Ihr Euch dort unterhaltet. Aber wenn ich es recht überlege, glaube ich, daß es sich damit überall gleich verhält, und die Heiterkeit heutzutage überhaupt recht selten geworden ist. Dann bedaure ich Euch, wie ich mich selbst bedaure, und erbitte mir vom Himmel ein süßes Täubchen, das will sagen, ein liebendes Weib. Du weißt nicht, was mir seit einiger Zeit durch den Kopf geht. Dir will ich es gerne anvertrauen, da Du mich ja nicht auslachen wirst. Du mußt wissen, daß Michelet sein Buch: »Die Liebe« erst nach vollzogener Ehe beginnen läßt und so nur von den Gatten und nicht von den Liebenden spricht. Nun gut! Ich Schwächling habe vor, die Liebe von ihrem Erwachen bis zur Ehe zu schildern. Du kannst die ganze Schwierigkeit dieses Vorhabens nicht ermessen. Dreihundert Seiten fast ohne Verwicklung ausfüllen, eine Art Gedicht, wo ich alles erfinden muß, wo alles nur einem einzigen Ziele zustreben soll, der Liebe! Und dazu habe ich selbst, wie ich Dir schon sagte, nie anders als im Traume geliebt, und bin selbst nie geliebt worden, nicht einmal im Traume! Aber alles eins! Da ich mich einer großen Liebe fähig fühle, werde ich mein Herz zu Rate ziehen, werde mir irgend-

ein schönes Ideal schaffen und vielleicht dann meiner Aufgabe gewachsen sein. Wenn ich dieses Buch schreibe, will ich es auf jeden Fall erst in den schönen Tagen beginnen. Halte ich es des Erscheinens für wert, so will ich es Dir widmen, Dir, der Du es vielleicht besser machen würdest als ich, wenn Du es schreiben wolltest, Dir, dessen Herz jünger und wärmer ist als das meine.

Mein Brief wächst an, aber leider wird er nicht sehr heiter. Ich wollte, ich hätte Dir etwas recht Lustiges mitzuteilen, irgendeinen heiteren Streich, der Dich zum Lachen bringt. Aber da ich nirgends hingehe, kenne ich die Begebnisse der Außenwelt nur wenig und kann mich nur darauf beschränken, Dir das mitzuteilen, was bei mir und um mich herum vorgeht. Verzeihe, wenn sich meine Gedanken dabei ein wenig verhaspeln. Was soll ich hinzufügen, um diese Epistel heiter zu schließen? Soll ich Dich ermutigen, das Bollwerk zu nehmen? Oder soll ich Dir vom Zeichnen oder von der Malerei sprechen? Verwünschtes Bollwerk! Verdammte Malerei! Das eine wird vom Geschützfeuer bedroht, das andere vom väterlichen Einspruch niedergerungen. Gehst Du den einen Weg, ruft Dir Deine Mutlosigkeit zu: »Hier darfst Du nicht weiter!« Greifst Du nach dem Pinsel, sagt Dein Vater: »Kind, Kind, denke an die Zukunft: Mit Genie verhungert man, und mit Geld kann man essen!« Mein Gott, mein Gott, armer Cézanne! Das Leben ist eine Kugel, die nicht immer dorthin rollt, wohin man sie lenken möchte.

Ich drücke Dir die Hand. Schreibe mir oft.

Dein Freund

E. Zola.

Paris, 16. Januar 1860.

Mein lieber Cézanne,

Da ich mich im Besitze der enormen Summe von 20 Centimes sehe und nicht weiß, wie ich sie würdig verwenden soll, denke ich, daß sie gerade für einen Brief an Dich reichen wird. Ich will meine vier Seiten ausfüllen und werde, wie Gott, als er die Welt erschaffen hatte, ausrufen: »Und es war gut!«

Ich lese Dante und habe im fünften Gesang der Hölle folgenden

Satz gefunden: »Die Liebe, die keinem geliebten Wesen das Wiederlieben erläßt« usw. Ich habe mir gesagt: Wollte Gott, daß der große Dichter recht behielte. Ich kenne irgendwo einen ausgezeichneten Burschen, der wahrhaft liebt, und ich wollte, daß die Liebe auch der Frau nicht erlassen wird, die er liebt, das wäre eine große Freude für das Herz dieses lieben Freundes, zu mindest könnte er dann, wenn der Tod seine knöchernen Finger nach ihm ausstreckt, sagen: Ich fürchte dich nicht, ich habe die Liebe gekannt, ich kann sterben. Wie Victor Hugo könnte er ausrufen:

»Je puis maintenant dire aux rapides années:
‚Passez, passez toujours, je n'ai plus à vieillir.
Allez-vous en avec vos fleurs toutes fanées.
J'ai dans l'âme une fleur que nul ne peut cueillir!'«

Unlängst habe ich bei einem meiner Bekannten einen alten verrauchten Stich entdeckt. Ich fand ihn entzückend, und war über meine Bewunderung nicht erstaunt, als ich ihn mit dem Namen Greuze signiert fand. Es ist eine junge Bäuerin, groß und von seltener Schönheit der Formen, man könnte sagen, eine olympische Göttin, aber von einem so einfachen, harmonischen Ausdruck, daß ihre Schönheit fast lieblich erscheint. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, ihr schalkhaftes Gesicht oder ihre herrlichen Arme. Wenn man sie ansieht, fühlt man sich von einem Gefühl der Zärtlichkeit und Bewunderung erfüllt. Ich verstehe mich wenig aufs Zeichnerische, ich weiß daher nicht, ob der Stich gut ist, ich weiß nur, daß er mir gefällt. Übrigens war Greuze immer mein Liebling, und ich blieb lange vor diesem Stich und schwor mir zu, das Original zu lieben, wenn das Bild, das gewiß nur ein Traum des Künstlers ist, überhaupt ein Original besitzt.

Paris sieht traurig aus, wie eine verdrießliche Duenna, wie ein Gemälde des göttlichen Chaillan, des unsterblichen Erfinders eines unsterblichen Düngers. Die Erde ist mit Schmutz bedeckt, der Himmel mit Wolken, die Häuser mit einer häßlichen Tünche, die Frauen mit Schminken in allen Farben. Hier gibt es immer irgendeine Maske vor dem Gesicht, und tut Ihr die Maske weg, so könnt Ihr noch immer nicht sicher sein, das Objekt selbst zu sehen, es kommt viel-

leicht noch eine zweite Maske. Du guter Gott, in was für Phrasen verwickle ich mich da! — Ich wollte Dir nur sagen, daß das Wetter schlecht ist und wir mitten im Karneval.

Also ich bin traurig und vermag nur bitter zu lächeln. Ach, wenn mir nur Jupiter, Jesus, Gott, die Urkraft, wie die verschiedenen Bezeichnungen lauten mögen, für einen Augenblick seine Macht schenkte! Wie lustig würde diese armselige Welt! Ich würde die alte gallische Heiterkeit wieder auf diese Erde zurückrufen. Liter und Flaschen würde ich vergrößern, ich würde die Zigarren sehr lang und die Pfeifen sehr tief machen, Tabak und Wermuth wären umsonst zu haben, die Jugend wäre Königin, und damit alle Welt König sei, würde ich das Alter abschaffen. Ich würde den armen Sterblichen sagen: »Tanzt, meine Freunde, das Leben ist kurz, und im Sarge tanzt man nicht mehr. Pflückt die Frucht, wenn sich der Zweig Euch zuneigt! Nieder mit den Größen! Nieder mit den Neidischen! Nieder mit dem Alltäglichen! und zum Teufel, frisch drauflos getrunken!« Und wie werde ich die unglücklich Liebenden verhätscheln, nie werde ich sie verwöhnen! Die Wälder würde ich vergrößern, der Rasen müßte grüner sein, und die Bäume buschiger. Wer nicht liebte, würde zum Tode verurteilt, und die Treuesten trügen eine Blume. Jeder Hans fände seine Grete, und geboren würden nur gleich viel Männer und Frauen. Jedes zukünftige Paar müßte mit demselben Zeichen zur Welt kommen, damit es ihnen möglich würde, sich in der Menge wiederzuerkennen. Und ich würde unseren lieben Verliebten sagen, was Amoureuse der Odette gesagt hat, ich würde meine Göttlichkeit durch einen Akt der Gerechtigkeit kundtun. Ich selbst aber würde mir eine Genossin suchen, dann der Herrschaft entsagen, und durch Blumen schreitend, die Stirn der Sonne zugewandt, mit ihr entschwinden.

Ich drücke Dir die Hand. Dein Freund

E. Zola.

Paris, 9. Februar 1860.

Mein lieber Freund,

Ich bin seit einigen Tagen sehr, sehr verstimmt und schreibe Dir, um mich abzulenken.

Ich bin niedergeschlagen, unfähig zwei Worte zu schreiben, selbst unfähig zu gehen. Ich denke an die Zukunft und sehe sie so schwarz, daß ich zurückpralle. Kein Vermögen, keinen Beruf, nichts als Entmutigung! Niemand, auf den ich mich stützen könnte, kein Weib, keinen Freund neben mir! Überall Gleichgültigkeit oder Verachtung! Das allein bietet sich meinen Augen, wenn ich um mich blicke, und das macht mich so traurig! Ich zweifle an allem, besonders an mir selbst. Es gibt Tage, wo ich glaube, keinen Verstand zu haben, wo ich mich frage, was mich eigentlich berechtigt hat, so stolze Träume zu hegen. Meine Studien habe ich nicht beendet, ich kann nicht einmal ein gutes Französisch sprechen, ich weiß rein gar nichts. Ich schwanke hin und her und bin traurig vom Morgen bis zum Abend. — Die Realität drückt mich nieder und dennoch träume ich weiter. Wenn ich nicht meine Familie hätte, wenn ich eine mäßige Summe für den täglichen Gebrauch besäße, würde ich mich in eine Hütte flüchten und als Einsiedler dort leben. Die Welt ist nichts für mich, ich werde eine traurige Gestalt abgeben, wenn ich einmal mit ihr in Berührung komme. Und Millionär werde ich doch nie werden. Das Geld ist nicht mein Element. Auch wünsche ich mir nur Ruhe und eine bescheidene Wohlhabenheit. Aber das ist nur ein Traum, vor mir sehe ich nur Kampf, oder besser gesagt, alles liegt unklar vor mir. Ich weiß nicht, wohin ich gehe, und setze meinen Fuß nur mit Schrecken vorwärts, weil ich weiß, daß der Weg, den ich zu durchlaufen habe, am Rand von Abgründen geht. Und ich wiederhole es noch einmal, wenn ich wenigstens eine Freude hätte, wenn ich wüßte, wohin gehen, um mich zu zerstreuen, wenn ich traurig bin!

Seit ich in Paris bin, habe ich noch keine glückliche Stunde gehabt, ich sehe hier niemand und bleibe an meinem Ofen mit meinen traurigen Gedanken und zuweilen mit meinen schönen Träumen. Bisweilen aber bin ich lustig, dann, wenn ich an Dich und Baille denke. Ich schätze mich glücklich, zwei Herzen entdeckt zu haben, die das meine verstehen. Ich sage mir: Wie sich auch unsere Lage

gestalten mag, wir werden einander dieselben Gefühle bewahren. Und das tröstet mich. Ich sehe mich von so unbedeutenden prosaischen Geschöpfen umgeben, daß es mir Freude macht, Dich zu kennen, Dich, der Du nicht zu unserem Jahrhundert gehörst, Dich, der Du die Liebe erfinden würdest, wenn sie nicht eine so alte Erfindung wäre, die allerdings noch der Durchsicht und Verbesserung bedarf. Ich empfinde es fast als eine Auszeichnung, Dich verstanden zu haben, Dich richtig zu werten. Lassen wir doch die Bösen und die Neider; da die Mehrzahl der Menschen dumm ist, werden wir die Lacher nicht auf unserer Seite haben. Aber was tut das, wenn es Dir ebensoviel Vergnügen macht, meine Hand zu drücken, wie mir die Deine. —

Der Fasching geht zu Ende. Beeile Dich, einige Torheiten zu begehen, um sie mir zu erzählen. Man amüsiert sich nicht mehr, die Königin Bachanale hat zugunsten des Königs Langeweile abdiziert. Die Schellen sind taub geworden, die Narrentrommeln geborsten. Beeile Dich, Unsinn zu machen!

Schreibe mir oft! Ich drücke Dir die Hand. Dein Freund

Emile Zola.

Paris, 16. April 1860.

Mein lieber Cézanne,

Ich habe am Ostermontag Villevieille besucht. Der Faulpelz lag behaglich im Bett unter dem nichtigen Vorwand, krank zu sein. Krank! Ja, freilich! Niemals sah ein Mönch, ein Küster, ein Kantor, nie ein Chorknabe blühender, pausbäckiger, fettglänzender aus als er! Aber alles eins, er blieb im Bett. Ich habe lange mit ihm geplaudert; wir sprachen von Chaillan, von Dir, usw. Ich habe sein Atelier nicht gesehen, wo übrigens, wie er mir sagte, augenblicklich keinerlei Entwürfe zu sehen sind. Ich soll einen der nächsten Abende zum Tee wiederkommen.

Seine Frau ist ganz winzig, ganz weiß und rosig, fast ein Kind. Mir scheint, ich würde mit diesem kleinen Mädelchen wie ein Engel zusammen leben. Tatsächlich hat er gar nicht übertrieben, als er mir sagte, daß sie entzückend ist. Das Gesicht ist klug, ein bißchen un-

regelmäßig, ein kleiner Mund, kleine Füße, kurzum alles entzückend. — — Mein Gott, wie unrecht tun sie, sich nicht immer zu lieben, ja, sogar manchmal zu zanken!

Ich denke an unsere dereinstige Ehe. Wer weiß, ob uns das Schicksal ein gutes Los vorbehält! Wird sie schön, wird sie häßlich sein? Wird sie gut, wird sie böse sein? Leider treffen Güte und Schönheit nicht immer zusammen. Hoffen wir indes, daß wir Glück haben, sowohl in körperlicher als geistiger Beziehung! Denn genau genommen und genau bedacht, glaube ich, daß es sich mit dem Glück in der Ehe ebenso verhält, wie anderwärts. Man sagt, es sei ein Lotteriespiel, ich glaube nicht daran. Der Zufall hat einen breiten Rücken, und sowie der Mensch einen Fehler begeht, schiebt er ihn dem Zufall zu, der aber doch nichts dafür kann. Ich möchte eher glauben, daß es nur gute Nummern gibt. Die schlechten Nummern macht sich der Mensch selbst. Ich will das erklären: in jeder Frau liegt das Material zu einer guten Gattin, am Manne liegt's, dies Material so gut wie möglich zu verwerten. Wie der Herr, so der Diener, wie der Mann, so die Frau. — Die Erziehung des jungen Mädchens ist von der des jungen Mannes so verschieden, daß es selbst zwischen Schwester und Bruder beim Verlassen der Schule kein geistiges Band, fast keine geistige Verwandtschaft mehr gibt. Zwischen zwei Fremden, zwischen zwei Gatten, wird es damit noch schlimmer bestellt sein. Der Mann hat also eine große Aufgabe: die neue Erziehung der Frau. Um verheiratet zu sein, genügt es nicht, miteinander zu schlafen, man muß auch gleichartig denken, sonst beginnen die Gatten sicherlich, sich über kurz oder lang schlecht zu vertragen. — Deshalb erscheint mir die Erziehung der Mädchen so mangelhaft. Sie treten völlig unwissend in die Welt, oder besser gesagt, sie wissen nur Dinge, die sie wieder vergessen müssen. — Ich glaube, ich schwätze den schönsten Unsinn zusammen.

Mein neues Leben ist sehr einförmig. Um neun gehe ich ins Amt und trage dort bis vier Uhr Zolldeklarationen ein, schreibe die Korrespondenz ab usw. usw. Oder besser gesagt, ich lese meine Zeitung, gähne, gehe auf und ab usw. Wirklich traurig! Aber sobald ich fortgehe, schüttle ich mich wie ein naßgewordner Vogel, ich paffe meine Pfeife, ich atme, ich lebe. Ich wälze lange Gedichte,

lange Trauerspiele in meinem Kopf, lange Romane, ich warte auf den Sommer, um meinen Eingebungen freien Lauf zu lassen. Bei Gott! Ich will einen Band Gedichte veröffentlichen und sie Dir widmen.

Ich habe Deinen Brief erhalten. Du tust recht daran, Dich gegen das Schicksal nicht allzusehr aufzulehnen, denn wie Du sagst, mit zwei Leidenschaften im Herzen, der für die Frau, und der für das Schöne, wäre es Unrecht, zu verzweifeln. Die Zeit vergeht schnell, selbst in der Einsamkeit, wenn Ihr diese Einsamkeit mit Euren geliebten Phantomen bevölkert. Und was heißt unglücklich sein, wenn nicht allein sein? Es ist wahr, daß das nicht die einzige Qual ist, die über das menschliche Geschlecht verhängt ist, aber daraus, aus dem Mangel alles Gefühls, entspringt all unser Unglück. Ich, der Vereinsamte, der Verachtete, klammere mich wie ein Verzweifelter an Deine Freundschaft. Wenn mein Auge den Himmel befragt, sehe ich nichts als Nebel und Wolken, aber in einem Strahl von Sonne leuchtet mir wenigstens Dein Bild. Das tröstet mich. Bester Freund, wenn Dir je mißfällt, was ich tue und denke, sage es nur offen! Dann will ich mich vor Dir verteidigen, und deine Freundschaft neu befestigen. Aber was sage ich da, sind wir nicht eng befreundet und haben wir nicht die gleichen Gedanken? Unsere Freundschaft ist noch fest genug. Nimm das, was ich Dir eben sage, nur als übertriebene Furcht vor einer eingebildeten Gefahr.

Du schickst mir einige Verse, die eine düstere Traurigkeit atmen. Die Raschheit des Lebens, die Kürze der Jugend, und tief unten am Horizont der Tod, das ist's, was uns, denkt man einige Augenblicke daran, erzittern machen könnte. Aber ist das Bild nicht noch düsterer, wenn im überhasteten Lauf des Daseins die Jugend, dieser Frühling des Lebens, vollständig fehlt, wenn man mit zwanzig Jahren noch nicht das Glück empfunden hat, wenn man das Alter mit Riesenschritten herannahen sieht und nicht einmal die Erinnerung schöner Sommertage hat, um damit die rauhen Wintertage zu erhellen? Und das erwartet mich!

Du sagst mir noch, daß Du bisweilen gar nicht den Mut hast, mir zu schreiben. Sei kein Egoist! Deine Freuden wie Deine Schmerzen gehören mir, wenn Du heiter bist, dann erheitere mich, wenn Du

traurig bist, dann verdüstere nur ohne Scheu meinen Himmel: eine Träne ist oft süßer als ein Lächeln. Übrigens schreibe mir Deine täglichen Gedanken. Wie eine neue Empfindung in Deine Seele entsteht, bringe sie zu Papier, und wenn Du vier Seiten voll hast, dann sende sie mir. Ein anderer Satz in Deinem Briefe hat mich ebenso schmerzlich berührt: nämlich folgender: »Die Malerei, die ich liebe, obwohl sie mir nicht glückt usw. usw.« Dir nicht glücken! Ich glaube, Du täuschst Dich über Dich selbst. Ich habe Dir schon gesagt: im Künstler leben zwei Menschen, der Dichter und der Arbeiter. Man kommt als Dichter zur Welt und wird Arbeiter. Und Du, der den göttlichen Funken besitzt, dem das zuteil wurde, was man nicht erwerben kann, Du beklagst Dich! Du brauchst nur Deine Finger zu rühren, nur Arbeiter zu werden, um Erfolg zu haben. Ich will dieses Thema nicht verlassen, ohne zwei Worte hinzuzufügen: Letzhin habe ich Dich vor dem Realismus gewarnt, heute will ich Dir ein anderes Hindernis zeigen: das Geschäft. Die Realisten treiben ja immerhin Kunst — auf ihre Weise — sie arbeiten gewissenhaft. Aber die Handelsmenschen, die morgens malen, um Brot für den Abend zu haben, die kriechen im Staube. Ich sage Dir das nicht ohne Grund: Du wirst bei X . . . arbeiten, Du wirst seine Gemälde kopieren, Du bewunderst ihn vielleicht. Ich fürchte für Dich diesen Weg, den Du einschlägst, umsomehr, da der, den Du vielleicht nachzuahmen trachtest, ein großes Können hat, das er freilich elend anwendet, das aber nichtsdestoweniger seine Bilder besser erscheinen läßt, als sie tatsächlich sind. Alles ist frisch, hübsch und sauber gearbeitet, aber das alles ist nur ein Handwerksknff, und Du tätest unrecht dabei stehen zu bleiben. Die Kunst ist erhabener als das, die Kunst läßt sich nicht an den Falten eines Stoffes, an den rosigen Farben einer Jungfrau genügen. Siehe Rembrandt. Mit einem Lichtstrahl werden alle seine Personen, selbst die häßlichsten, poetisch. Ich wiederhole es Dir: X . . . ist ein guter Lehrer für das Handwerkliche, aber ich zweifle, daß Du etwas anderes aus seinen Bildern lernen kannst.

Da Du reich bist, denkst Du sicherlich Kunst und nicht Geschäfte zu machen. Spräche ich zu Chaillan, würde ich das Gegenteil dessen sagen, was ich Dir eben sage. Hüte Dich also vor einer übertrie-

benen Bewunderung Deines Landsmannes, wirf Deine schönen goldenen Träume auf die Leinwand und trachte in ihnen die ideale Liebe auszudrücken, die Du in Dir trägst. Vor allem — und das ist die Gefahr — bewundre nie ein Bild wegen seiner flinken Machе. Mit einem Wort und als Schluß: bewundere und imitiere nie einen Handelsmaler.

Meine Empfehlungen an Deine Eltern. Ich drücke Dir die Hand.

Dein Freund

E. Zola.

DER BERUF DES DICHTERS

DER Schutzverband deutscher Schriftsteller hat durch seine Gründung einen Zustand anerkannt: den Schriftsteller, den Dichter als einen Beruf, der für Bezahlung tätig ist. Wir stehen nun auf dem Standpunkt, daß nur wirtschaftliche Nutzwerte bezahlbar sind, und daß geistige Werte niemals einen in Zahlen auszudrückenden Geldwert besitzen. Der Dichter verrichtet keine irgendwie im wirtschaftlichen Sinne nutzbringende Arbeit. So wenig wie der Denker oder der Priester. Tritt ein, was jetzt zur kaum mehr beachteten, geschweige bedachten Tatsache wird, daß nämlich der Dichter seine Berufung zum Beruf macht, von dem er wirtschaftlich lebt, so stellt er, oft selbst ganz unbewußt, seine Tätigkeit unter die wirtschaftlichen Gesetze, fügt sich ihnen und wird, wie die Dinge heute liegen, kapitalistisch. Das Geistige wird an seiner Quelle vergiftet, sowie es ein Wert wird, von dessen Bezahlung der Schöpfer des Geistigen lebt.

Wir wollen nicht an frühere Zeiten erinnern, die den Dichter eo ipso als armen Teufel sahen und wollten, dem nicht anders zu helfen als durch Mäzenat oder Sinekure. Wir meinen auch ferner nicht, daß die Not für den Dichter Bedingung seiner geistigen Existenz sei, denn die Not würde ihn in seinem leiblichen Bestande schädigen, der das Gefäß seines Geistes ist. Aber dieses Übel, daß der Dichter heute ein Produzent wirtschaftlich gemachter Werte ist, macht sich in einer Weise bemerkbar, daß wir ihm einen Beruf wünschen müssen, in dem er wirtschaftlich nutzbringende Arbeit leistet, für die er bezahlt wird, und die ihn in den Stand setzt, seine Kunst abseits vom Markte zu verrichten.

Wir wollen gleich noch bemerken, daß ebensowenig wie die Not der Reichtum die dem Künstler notwendige äußere Form seines Lebens bedeutet. Heute ist es schon so, daß der Künstler nicht nur von

seiner Arbeit gut leben, sondern durch sie reich werden will. Merkt man das nicht am Werke? Der Geist, der unbezahlbare, zieht sich aus ihm zurück. Eigentümliche Begabung und nicht nur das heute so billige Talent vorausgesetzt, braucht der Künstler das, wovon er lebt, und er braucht das Erlebnis. Stellt er sein künstlerisches Erlebnis in den Dienst dessen, wovon er als Mensch leben will, so wird er zum handwerksmäßigen Schreiben gezwungen, und sein Dichten wird ein literarisches Gewerbe oder ein Journalismus, der es verschämt nicht sein will. Eine Zeitlang versucht er noch zu trennen zwischen dem, was er für den Zeitungsbesitzer schreibt, und dem, was er für die Muse schreibt. Bald wird der Zeitungsbesitzer die Muse geheiratet haben, und jener Unterschied besteht nur mehr in der anmaßenden Einbildung jenes Dichters. Seine unnütze Arbeit, die geistige Produktion, wurde nutzbare Arbeit: Journalismus. Der Fall, daß ein Dichter bewußt journalistische Arbeit leistet, um von ihr zu leben für das Werk, das er als Dichter leistet, ist denkbar. Aber wohl nur denkbar. Wir können uns andere Tätigkeiten des Dichters denken, aus denen er sein Leben bestreitet, und solche, die ihn Distanz zu seinem Dichten gewinnen lassen und ihm andere arbeitsame und bedeutende Kreise des Lebens erschließen. Seine Produktion wird dadurch spärlicher, aber stärker werden, selbst wenn er zu denen zählt, die wie eine Pastorsfrau jährlich ein Kind zur Welt bringen. Und wir würden achtzig vom hundert aller heut geschriebenen und gedruckten Bücher los sein, die nichts weiter sind als offengestandener oder verschämt verschleierter Gelderwerb. Man würde wieder dem Dichter seine Aufmerksamkeit schenken, als dem in jeder Bedeutung unbestochenen. *E. E. S.*

FRANZ BLEI

DIE PUDERQUASTE

AUS DEN PAPIEREN DES PRINZEN HIPPOLYT.

Dritte vollständig umgestaltete Auflage.
Mit 20 Bildbeigaben von Franz Christophe.

Broschiert M 4 —. Kartoniert M 5.—. In Ganzpergament M 10.—. Luxusausgabe auf Bütten in Ganzleder in 50 numerierten Exemplaren M 20.—

Zeichnung von Franz Christophe:
aus Blei, Puderquaste.

VERMISCHTE SCHRIFTEN

Bd. I. Erdachte Geschehnisse. Bd. II. Gott und die Frauen. Bd. III. Rokoko [Eine illustr. Ausgabe erscheint demnächst]. Bd. IV. Das schwere Herz. Bd. V. Das dienende Werk. Deutsche Übertragungen. Bd. VI. Der Dichter und das Leben.

Luxusausgabe in 100 Exemplaren in Ganzleder M 15.—
Kartoniert jeder Band M 4.—

Prospekte versendet kostenfrei

GEORG MÜLLER VERLAG · MÜNCHEN

NEUE MUSTERDRUCKE

IM SEPTEMBER

KLEIST
DER ZERBROCHENE KRUG

Druck der Reichsdruckerei.

Einmalige Auflage von 200 Exemplaren. Subskriptionspreis: Nr. 1 bis 50 auf Japan in Maroquin à 75 Mark, Nr. 51 bis 200 auf Bütten in Pergament à 30 Mark.

GOETHE / PROMETHEUS-
FRAGMENT

Druck der Reichsdruckerei.

Einmalige Auflage von 200 Exemplaren. Subskriptionspreis: Nr. 1 bis 50 auf Japan in Maroquin à 30 Mark, diese sind bereits gezeichnet. Nr. 51 bis 200 auf Bütten in Pergament à 20 Mark.

IM NOVEMBER

HOMER / ODYSSEE

in der ursprünglichen Vossischen Übertragung von 1781.

Druck der Offizin Drugulin.

Einmalige Auflage von 200 Exemplaren. Subskriptionspreis: Nr. 1 bis 50 auf Japan in Maroquin à 100 Mark, Nr. 51 bis 200 auf Bütten in Pergament à 50 Mark.

ERNST OHLE • VERLAG
DÜSSELDORF

Paul Graupe · Antiquariat

Fernsprecher Kurf. 6985 — *Berlin W. 35* — *Lützowstraße Nr. 35*

kauft stets:

Handschriften auf Pergament mit und ohne Miniaturen, wertvolle alte Drucke mit Holzschnitten, schöne Einbände, topogr. Werke, z. B. Merian, Braun und Hogenberg, Münster, alte Modebücher mit kolorierten Kupfern bis 1830, Stammbücher, Silhouetten, schöne dekorative Städteansichten, englische Farbstiche, Sport- und Rennbilder, Darstellungen von Luftballons und Literatur darüber, alte Erd- und Himmelsgloben, schöne Exemplare von Erstausgaben der deutschen Literatur, Gesamtausgaben in schönen Einbänden, alles auf Sport und Jagd bezügliche, besonders Ridinger, ferner die moderne Literatur in ersten Ausgaben, vergriffene Bücher und Luxusdrucke, die Zeitschriften der Moderne, »Pan«, »Insel«, »Blätter für die Kunst«, »Freie Bühne«, »Neue Rundschau«, »Die Gesellschaft« und erste Ausgaben von Bahr, Beardsley, Bierbaum, Dauthendey, Dehmel, Stefan George, Halbe, Hartleben, Hauptmann, Hofmannsthal, Holz, Liliencron, Rilke, Schnitzler, Wedekind usw. usw.

Folgende
Kataloge stehen umsonst und postfrei zur Verfügung:

Nr. 55. Selbstmord und Selbstmörder. Nr. 57. Das politische Lied. Nr. 58. Städteansichten. Topographische Werke. Länder- und Städtegeschichte. Nr. 61. Genealogie und Heraldik. Numismatik, Ordenswesen, Sport und Jagd, Militaria, Militärkostüme, Kalender und Almanache. Nr. 65. Deutsche Literatur und Übersetzungen. Nr. 66. Das moderne Buch.

GEBR. FRIEDLÄNDER

Hofjuweliere Sr. Majestät des Kaisers und Königs. Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin, Sr. Kaiserl. und Königl. Hoheit des Kronprinzen, Ihrer Kaiserl. und Königl. Hoheit der Kronprinzessin

BERLIN W.

4a, UNTER DEN LINDEN

GEGRÜNDET 1829

JUWELEN, PERLEN,
GOLD- u. SILBERWAREN

Vermittelungsstelle für künstlerische Aufträge jeder Art

MARIE HELD-HERZ

Charlottenburg · Kantstraße 10 II · Tel.-Stpl. Nr. 4656

Übernahme, Vermittelung und Überwachung von Bauten, Wohnungseinrichtungen und dergleichen · Verkauf von Bildern, Skulpturen, Schwarz-Weiß-Blättern, Büchern, Kunstgewerbe, Stoffen usw. · Anfertigung von Plaketten, Exlibris, Menu-, Tischkarten usw. · Tafeldekorationen

HOHENZOLLERN-
KUNSTGEWERBE-
HAUS
FRIEDMANN u. WEBER
BERLIN · W ·
KUNSTGEWERBE
WOHNUNGSEINRICHTUN-
GEN u. ANTIQUITÄTEN.

POESCHEL & TREPTE
BUCHDRUCKEREI
SEEBURGSTRASSE 57
LEIPZIG

Tempel-Klassiker

Deutsche Dichterausgaben. Zweisprachige Weltliteratur-Werke

Neuerscheinungen:

Hebbel
Dramatische Werke
in 4 Bänden
(Band 1 liegt Weihnachten 1913 vor)

Homer
Odyssee
in 2 Bänden
(Band 1 liegt Weihnachten 1913 vor)

Shakespeare
König Lear
Englisch und Deutsch

Shakespeare
Othello
Englisch und Deutsch

Vollständige Tempel-Ausgaben

Goethe
Poetische Schriften
in 15 Bänden

Schiller
Sämtliche Werke
in 13 Bänden

Lessing
Schriften in
7 Bänden

Eckermann
Gespräche mit Goethe
in 2 Bänden

Heine
Sämtliche Werke
in 10 Bänden

Mörike
Sämtliche Werke
in 4 Bänden

Kleist
Sämtl. Werke
in 5 Bänden

Hebel
Poet. Werke
in 1 Band

Uhland
Poet. Werke
in 2 Bänden

Körner
Poet. Werke
in 2 Bänden

Shakespeare
Hamlet
Englisch und Deutsch

Shakespeare
Romeo und Julia
Englisch und Deutsch

Shakespeare
Ein Sommernachtstraum
Das Wintermärchen

Das Nibelungenlied. Alt- und neudeutsch in 2 Bänden.

Tempel-Geschenk-Ausgaben

Goethe
Die Gedichte
Lein. M 5.– Leder M 7.–

Goethe
Faust
Lein. M 5.50 Leder M 7.50

Goethe
Italiänische Reise
Lein. M 6.– Leder M 8.–

Goethe
Westöstlicher Divan
Lein M 4.– Leder M 6.–

Heine
Das Buch der Lieder
Lein. M 4.50 Leder M 6.50

Das Nibelungenlied
übertr. v. Karl Simrock
Lein. M 5.– Leder M 7.–

In Anbetracht der gediegenen und hervorragenden Buchausstattung, die der Tempelverlag pflegt, können die Preise der Tempel-Klassiker nur billig und volkstümlich genannt werden. Die Bände haben sämtlich einheitlichen Umfang. Für jede Ausstattungsgattung haben die Tempel-Klassiker einen Einheitspreis, zu dem jeder Band einzeln käuflich ist. Es gibt eine Ausgabe in Ganzleinen, eine Halblederausgabe und die Vorzugsausgabe.

Jeder Band kostet: In Leinen M 3.–, in der Vorzugsausgabe (nicht einzeln) M 12.–, in Halbleder M 3.75

Der Tempel / Verlag / Leipzig, Seeburgstraße 57

Saturn-Verlag Hermann Meister · Heidelberg

Neu-Erscheinungen Sommer 1913

Fanale

Gedichte der rheinischen Lyriker R. M. Cahén, J. Th. Kuhlemann, Paul Mayer, Bruno Quandt, Robert R. Schmidt, Paul Zech.

Broschiert M 1.50. Gebunden M 2.50.

Weser-Zeitung, Bremen: Die rheinischen Fanarioten sind jung und hoffen. Es ist in ihnen viel Passivität, Empfänglichkeit. Sie alle kennen verführerische Träume, einige sogar die leidenschaftlich glühenden Räusche ...

Berliner Tageblatt: Hier präsentiert sich eine Jungmannschaft von sechs Kämpfern, die das alte Lügengewebe vom bloß weinfrohen Rhein mit Zähneknirrschen zerreißen und dem infernalischen Nimbus des Stahlgottes Vulkan den Tribut zollen.

Lyrische Bibliothek

Erster Band: Wunden und Wunder, von Paul Mayer, mit Geleitworten von Stefan Zweig.

Zweiter Band: Der Weg durch den Wald, von Rudolf Leonhard.

Dritter Band: Das Ufer, von Jacob Picard.

Vierter Band: Der Meteor, von Rudolf Fuchs.

Jeder Band vornehm gebunden M 1.50, in Luxusband M 5.—.

Die Bibliothek wird ein permanentes Bild unserer bedeutenderen zeitgenössischen Lyrik bieten. Jährlich erscheinen ca. 15 Bände.

Francesco Petrarcas Sonette

In Auswahl übertragen von Franz Spunda. Gebunden M 1.20.

Eine neue würdige Übertragung, in einer schönen Drugulin-Type gedruckt und geschmackvoll gebunden.

Die magische Laterne

Novellen von D. Kosztolányi, Deutsch von Stefan J. Klein.

Broschiert M 2.50. Gebunden M 3.50.

Mit Kosztolányi wird ein bedeutender magyarischer Dichter in Deutschland eingeführt Seine Novellen sind reich in der Erfindung, bestechend in der Form. Ein novellistisches Talent ganz bewußter Eigenart kündet sich in Kosztolányi mit Kraft an.

Sämtliche Erscheinungen durch jede Buchhandlung!

Verlag der Weissen Bücher · Leipzig

Werke von René Schickele:

Weiss und Rot

Gedichte

Gebunden Mark 2.50

EMIL FAKTOR IM „TAG“ . . . Man hält wieder einmal ein Buch in der Hand, dessen Autor mehr kann, als Verse schreiben, und der auch mehr will, als Selbstkult oder Götzendienst der Form. Er ist innig bis zur Zärtlichkeit, heiter bis zur Keckheit, er ist interessant ohne jegliches Andersseinwollen, und sein Träumen ist ein Wachen über Schönheiten. — Er singt nicht bloss, er erzählt und spottet, er macht greifbare Bekenntnisse, er schildert Stimmungen, die sichtbare Bilder entwerfen, er rafft alles an sich, was sein Gemüt, Denken und Erleben kreuzt, er dient der Liebe und dem Kampfe.

Der Fremde

Ein Roman

2. Auflage · Geheftet Mark 3.— · Gebunden Mark 4.—

FELIX POPPENBERG IN DER NEUEN RUNDSCHAU: Vor wenig mehr als zehn Jahren schrieb der französisch gebliebene Lothringer Maurice Barrès seinen aufsehenerregenden, das schillernde Talent dieses behenden Umwärters bekräftigenden Roman „Die Entwurzelten“. Heute schreibt der deutsch gewordene Elsässer René Schickele einen Roman, den er „Der Fremde“ nennt, den er aber mit grösserem Recht als Barrès „Der Entwurzelte“ nennen könnte. Hier stehen wir vor dem wahren Entwurzelten, dem Hans ohne Land, dem die Erde an den Füssen brennt, überall, wo er hinkommt, in der Heimat und in den Städten der Menschen, in Zabern und in Berlin, in Paris und in Venedig. Schickeles Held löst viel mehr tragische Gefühle aus, als die ausschliesslich von der Illusion ihres Schöpfers lebenden „Déracinés“ des französischen Lothringers. Das Elsass ist selten eigenartiger und imponierender produktiv gewesen als in diesem ehrlichen Klageroman eines Elsässers.

Verlag der Weissen Bücher · Leipzig

Werke von René Schickele:

Meine Freundin Lo

Eine Geschichte aus Paris

Geheftet Mark 3.— · Gebunden Mark 4.—

THEODOR TAGGER IM BERLINER TAGEBLATT: Die Geschichte ist reizend und reizend geschrieben. Die Freundin Lo ist ein junges, leichtfüssiges Fräulein, eines von den lustigen, wenn man auch nur von ihnen hört. Lo liebt viel und Lo liebt stark, und sogar sehr lange, so acht Wochen etwa, und einmal auch zehn. Voll von Bildern ist die Sprache dieses für die kleinen und herrlichen Kostbarkeiten von Paris sehr Empfänglichen. . . . Für uns Deutsche ist das Buch des Halbfranzosen Schickele ein sehr anmutiges Ding, mit welchem wir eine kleine Stunde nett verbringen können.

Schreie auf dem Boulevard

Pariser Erinnerungen eines Journalisten

Geheftet Mark 3.— · Gebunden Mark 4.50

BERLINER ALLGEMEINE ZEITUNG: Hier hat ein Dichter in lustigen und sicheren Farben das schönste Pariser Bilderbuch gemalt. Das Leben der „Metropole der Freude" wirft Abenteurer, Politiker, Liebhaberinnen und Heilige empor, deren rührende oder aufreizende Umrisse sich vom Hintergrund der grossen sozialen Kämpfe abheben, von denen R. Schickele im Tagebuch des grossen Eisenbahnerstreiks und der Wahlen zum Abgeordnetenhaus berichtet. Dieses Buch, angefüllt mit Anekdoten und spannenden Ereignissen, liest sich wie ein erlebter Roman. Es ist zugleich ein Dokument dafür, wie sich die junge Generation Elsass und Lothringens unter Wahrung ihrer landschaftlich und historisch gewordenen Eigenart rückhaltlos zum Deutschtum bekennt.

KURT WOLFF VERLAG·LEIPZIG

RUSSISCHES BALLETT

Vierzehn Zeichnungen, davon acht farbige Original-Lithographien u. sechs handkolorierte Lichtdrucke von

LUDWIG KAINER

MIT EINEM GELEITWORT
VON KARSAVINA UND NIJINSKI

Das Werk erscheint in einer einmaligen numerierten Auflage von 250 numerierten Exemplaren, davon 14 Exemplare vom Künstler selbst handkoloriert und signiert, mit Beifügung einer farbigen Original-Zeichnung . M 500.—

6 Exemplare, ebenfalls vom Künstler handkoloriert und signiert, ohne die Original-Zeichnung ⟨vergriffen⟩ M 250.—

220 Exemplare, die unter Aufsicht des Künstlers handkoloriert wurden . . . . . M 150.—

Dieser Subskriptionspreis erlischt am 1. Oktober 1913, danach erhöhen sich die Preise auf M 550.—, M 170.—

Die Blätter werden in einer kostbaren, von Kainer mit einem Signet geschmückten Mappe geliefert.

„Arbeiten, die sich auf ganz außerordentlicher Höhe bewegen. Ein geradezu verblüffendes Gefühl für Rhythmik ist hier Ereignis geworden, eine intensive Kraft im Festhalten und Bannen vorüberwirbelnder Erscheinungen und die selten erlebte Fähigkeit, aus flüchtigen Impressionen Bilder zu zaubern, die einen wirklichen Nerv haben und gedrungen und konzentriert sind bis ins Mark. Da ist nichts starr, nichts leblos, nichts kalt oder festgefroren. Alles nur Vibration und mit heißem Odem gefüllt von Anfang bis Ende. Blätter des russischen Balletts, die mit zeichnerischem Auge erfüllte Kostbarkeiten zu geben trachten. Der Komplex von künstlerischen Eindrücken, den uns der Tänzer Nijinski oder die Tänzerin Karsavina bedeutet, ist hier auf eine überraschend einfache und scheinbar ganz primitive Formel gebracht. Das rhythmisch Bewegte, das Leuchtende, das Lockende und wieder Entschwebende dieser Phänomene steht auf einmal hellbelichtet vor uns, ohne Schnörkel, ohne Arabesken, in seiner ganzen wundervollen Klarheit und Harmonie."

Diese beliebig gewählte aus der Fülle einmütig anerkennender Stimmen der ernsten Kunstkritik mag genügen; sie zeigt, daß die Öffentlichkeit diesem vornehmen subtilen Künstler gelegentlich der Ausstellung seiner graphischen Arbeiten, vornehmlich der Studien zum »Russischen Ballett« die Stellung zuwies, die den Qualitäten seines oeuvre gebührt. In Kainer besitzt das heutige Deutschland keineswegs — wie oberflächliche Beurteiler früher annehmen zu dürfen glaubten — einen Reznicek redivivus (trotzdem der »Simplicissimus« Arbeiten von ihm brachte); Kainer hat sich mit seinen jüngsten Schöpfungen als ein Graphiker erwiesen, der berufen ist, das Erbe Lautrecs anzutreten, nicht als ein Epigone, sondern aus einem starken Selbst, aus der Sphäre unserer Zeit heraus.

Das Werk »Russisches Ballett« spiegelt den Kern des Wesens der russischen Tänzer wider, dieser Schar, die auf ihren Gastreisen im westlichen Europa Rausch und Entzücken, Entsetzen und Verwirrung hervorriefen; denn ihr Tanz ist von der Langweiligkeit unseres Balletts so fern, daß man zur Bezeichnung ihres Wesens neue Worte und Begriffe prägen müßte. Das russische Ballett vereinigt unerhörtes Raffinement mit asiatischer Wildheit, dieser Tanz ist nicht allein höchst gesteigerte körperliche Ausdrucksmöglichkeit, sondern ebenso oder mehr letzte rhythmische Gestaltung seelischen Erlebens. Die tänzerische Beglückung, von der Nietzsche spricht, ist in diesen Mistral-umwehten Russen Fleisch geworden. / Man nehme Kainers Blätter zur Hand, und man wird finden, daß die Elemente des russischen Tanzes hier in Bewegung, Gebärde, Farbe, Bild wurden.

DIE AKTION

Wochenschrift für Politik, Literatur, Kunst
Herausgegeben von FRANZ PFEMFERT
Dritter Jahrgang

Die Berliner Wochenzeitung DIE AKTION sei empfohlen, denn sie ist mutig ohne Literatenfrechheit, leidenschaftlich ohne Phrase und gebildet ohne Dünkel. Der lose Vogel

DIE AKTION ist das Organ der jüngsten deutschen Literatur. Lyriker wie Ernst Blass, Georg Heym, Paul Boldt, Alfred Wolfenstein, Hellmuth Wetzel, Oskar Kanehl, Paul Mayer, Jakob van Hoddis, u. a. heut auch von der großen Presse anerkannte, sind hier zum ersten Male an die Öffentlichkeit getreten. Schriftsteller wie Heinrich Mann, Alfred Kerr, Carl Einstein, Franz Blei, St. Przybyszewski, Max Brod, Ludwig Rubiner, René Schickele, Ernst Stadler, Gottfried Benn, Else Lasker-Schüler, Peter Scher, Adolphe Basler, Arthur Rößler, Robert Musil, Ferdinand Hardekopf, Maler wie Morgner, Melzer, Tappert, Max Oppenheimer, Richter-Berlin, Egon Schiele, Harta, Nadelmann, Meidner, César Klein, sind mit Arbeiten in der AKTION vertreten

DIE AKTION kostet vierteljährlich durch Post M 2.—, durch den Verlag oder Buchhandlung M 2.50. Einzelheft 30 Pfennig. Probenummern gegen 25 Pfennig

Büttenausgabe für Bibliophilen, numeriert bis 100, jährlich 40 Mark

Verlag DIE AKTION / Berlin-Wilmersdorf

Nicht jedermann hat
ZEIT
Nicht jedermann liebt
SCHRIFT
Nicht jedermann besitzt
BÜCHER
Nicht jedermann schätzt
FREUNDE
Aber jedermann
sollte haben, lieben, besitzen, schätzen, die
ZEITSCHRIFT FÜR
BÜCHERFREUNDE
Organ der Bibliophilen · Pro Qu. M 9.–
Probe-Hefte zur Ansicht durch
jede bessere Buchhandlung.

VERLAG
W. DRUGULIN · LEIPZIG

HUGO HELLER & CIE., LEIPZIG UND WIEN I. BAUERNMARKT 3

IMAGO

Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften
herausgegeben von PROF. SIGM. FREUD
Schriftleitung: Dr. OTTO RANK und HANS SACHS
Jährlich 6 Hefte bei 36 Bogen stark. M 15.– = K 18.–

Probehefte gern zur Ansicht durch jede gute Buchhandlung zu beziehen

KURT WOLFF VERLAG · LEIPZIG

WALTER HASENCLEVER

DER JÜNGLING

GEDICHTE

Geheftet M 2.50 / Gebunden M 3.50 / Luxusausgabe:
15 numerierte Exemplare in Ganzlederband M 15.—.

BERLINER BÖRSENCOURIER: . . . Ein ovidisch durchgeistigtes, rokokofernes, kraftdurchqualmendes Lehrgedicht, das der Dichter selbst „eine Anweisung zum Lieben für Jünglinge" nennt.
DEUTSCHE MONTAGSZEITUNG: . . . Eine neue Gesellschaftsdichtung im Sinne Beethoven-Schillers und der IX. Symphonie.
DIE SAALE-ZEITUNG: . . . Seine Lyrik die er echt und tief empfunden hat, schöpft er aus dem realen Leben. Sein „Jüngling" ist kein organatisches Schwelgen in den Niederungen des Lebens sondern es ist das Prinzip des restlosen Lebensgenusses zum Zwecke neuen, machtvollen Schaffens. So gewährt Hasenclevers Werk einmal einen tiefen Einblick in das erotische Leben der jungen Leute unserer Zeit, und dann spricht aus ihm das hohe Ziel gerade derer, die der Dichter in seinen Versen festgehalten hat und von deren Art er selber wohl ist. Ein dünner Band, seinem Umfange nach aber stark und bedeutend für den, der darin zu lesen versteht.

NEUE KUNST · HAUS GOLTZ

MÜNCHEN · ODEONSPLATZ 1

Gemälde, Graphik, Plastik,
Kleinkunst, Batik

Gemälde von Cézanne bis zu den Expressionisten. Graphik von Leibl bis auf unsere Tage. Sämtliche Majoliken von Prof. Bernhard Hoetger

Die Bücherei Maiandros

Herausgegeben von Heinrich Lautensack, Alfred Richard Meyer, Anselm Ruest, im Verlag von Paul Knorr, Berlin-Wilmersdorf

Erstes Buch

Teresa und Wolfgang · Eine Novelle

von Samuel Lublinski

Zweites Buch

Ekstatische Wallfahrten

Semilasso in Afrika von A. R. Meyer

Via crucis von Heinrich Lautensack

Drittes Buch

Apollodoros · Über Lyrik

Ein Dialog von Anselm Ruest

Viertes und fünftes Buch

Der Mistral

Mit Beiträgen von Bab, Benn, Blei, Brandenburg, Braun, Brod, Carossa. Dauthendey, Dehmel, Ehrenstein, Flaischlen, Greiner, Hadwiger, Hasenclever, Herrmann, Heym, Heymel, Hofmannsthal, Holz, Kyser, Lasker-Schüler, Leonhard, Lissauer, Loerke, Thomas Mann, Mell, Michel, Mombert, Morgenstern, Paquet, Paquita, Scheerbart, Scher, Schickele, Schlaf, Schur, Stadler, Stehr, Stoeßl, Wedekind, Weichberger, Werfel, Zweig u. a.

Sechstes Buch

In Memoriam Léon Deubel

Mit Beiträgen von Pergaud, Jammes, Gregh, Divoire, Duhamel, Périn, Frenay-Eid, Bocquet, Mercereau, Vildrac, Guilbeaux u. a.

Mit graphischen Beiträgen sind in der Bücherei vertreten Roessner, Beckmann, Segal, Meidner; mit kritischen: S. Friedlaender, Schickele, Mießner, Leonhard, F. M. Cahén u. a.

Jedes Buch einzeln à M 1.—, die sechs Bücher zusammen in einem Halblederband M 8.—. Das neueste Beiblatt wird gratis an jede aufgegebene Adresse versandt.

Verlag Paul Knorr · Berlin-Wilmersdorf

Verlag der Weißen Bücher · Leipzig

Mynona

„Rosa, die schöne Schutzmannsfrau"

Grotesken

Preis geheftet M 3.50 * * Gebunden M 5.—

Die Überschriften sind für sich allein eine Groteske, und der Titel gibt wirklich den Ton des Buches an, wenn man ihn quadriert ironisch nimmt. Es ist ein Buch mit einer einzigen Kriegserklärung an den „Ernst des Lebens". Und doch liegt noch in seinem kindischsten Spiel tiefer Sinn verborgen — und nicht bloß verborgen. Die Kunst, Gefühle (durch Überschraubung) ins Gegenteil zu verkehren, z. B. Dankbarkeit in Rachsucht, Zärtlichkeit in Blutdurst, Narretei in Philosophie, hat hier ihren Tummelplatz. Das Buch soll zeigen, daß Heiterkeit nicht flach zu sein braucht, daß sie mehr Tiefe haben, daß Spott religiöser sein kann als der heilige Ernst in aller seiner Feierlichkeit. Hier wird der Ernst in lauter bunten Schlachten mit seinen eignen Waffen geschlagen. Ja, die Literatur soll sich hier selbst dementieren. Es wird sich für den guten Leser ein Fortschritt in der Natürlichkeit, Ehrlichkeit und — Schamhaftigkeit ergeben, und der schlechte Leser darf sich amüsieren oder ärgern. Der Ernst dieses Buches ist, wie eigentlich aller Ernst sein sollte: — unerratbar!

FRANZ WERFEL

WIR SIND

NEUE GEDICHTE

In vorzüglicher Ausstattung. Druck von W. Drugulin

Geheftet M 3.—. Gebunden M 4.50

Vorzugsausgabe: 15 numerierte vom Autor signierte Exemplare auf schwerem Japanbütten in Ganzlederband M 35.—

FRANZ WERFEL

DIE VERSUCHUNG

EIN GESPRÄCH

Geheftet M —.80. Gebunden M 1.50

Aus den Urteilen über Franz Werfel:

Wilhelm Herzog im Berliner Tageblatt: „. . . ein ganz junger, ganz großer Dichter. Wenn irgendwo, so ist hier die neue Kunst."

Frankfurter Zeitung: „Ein ganz großer Dichter, mit allem Ernste sei das gesagt."

Dr. Theodor Reik in der „Zeit", Wien: „Man wird manchmal an den jungen Goethe gemahnt, der so die Welt in Liebe umfaßte, bereit, der Erde Glück, der Erde Weh zu tragen. Wenn es ein Glück ist, unter Deutschen ein hervorragender Lyriker zu sein (aber es ist ein Unglück!), dann darf man Franz Werfel gratulieren . . . Doch was will das gegen den künstlerischen Wert der anderen Gedichte bedeuten? Endlich einer, der sachruhig die Dinge beim Namen nennt, ohne romantisches Getue, unbefangen und herzlich. Selten hat man so natürliche Töne gehört.

KURT WOLFF VERLAG · LEIPZIG

Herbert Eulenberg

Zeitwende

Ein Schauspiel in 5 Akten

Umschlagzeichnung von W. Wagner

Geheftet M 2.50. Gebunden M 3.50

Das neue Schauspiel Eulenbergs „Zeitwende" wird die Verehrer des Dichters überraschen. Eulenberg nähert sich bewußt unserer Zeit, er meidet die Ausflüge ins Skurrile und Groteske und läßt sein Stück, dessen Menschenschicksale von der Bühne herab wie bei der Lektüre große Wirkung ausüben werden, rasch und dramatisch abrollen. Mit diesem neuen Element vereinigt die „Zeitwende" aber alle Schönheiten der früheren Eulenbergschen Stücke: die lyrische Sprache, die mannigfachen seelenaufwühlenden Stimmungen, die seltsamen, weltfreudigen, romantischen und schicksalsbeschwerten Menschen.

Kurt Wolff Verlag · Leipzig